

VIII.
Ludwigsburger
Geschichtsblätter

herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins
für Ludwigsburg und Umgegend
von Professor C. Belschner.

(Bild)

Aussichtsturm auf dem Salon.

Stadtarchiv
Ludwigsburg (Stempel)

Kommissionsverlag von J. Aigner, Kgl. Hofbuchhandlung
Ludwigsburg 1916.

Inhalt.

	Seite
Vorwort: Vom Friedenswerk zum Weltkrieg	5
Nippenburg. Von Präzeptor Schübelin	8
Ein vergessenes Denkmal in Monrepos. Von Rektor a. D. Dr. Weizsäcker	24
Geschichte des Salons bei Ludwigsburg. Von C. Belschner	31
Die Kunstschreinerfamilie Beyer. Von C. Belschner	40

Nachdruck ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

Vom Friedenswerk zum Weltkrieg.

Voll zukunftsfrohen Hoffens, eine Werkstätte überaus geschäftigen Lebens, Sinnens und Schaffens, war die Stadt Ludwigsburg in das Jahr 1914 eingetreten. Galt es doch, vor dem ganzen Lande zu zeigen, was Gewerbefleiß, Technik und Kunst am hiesigen Platze zu leisten vermögen. Kaum einer, der etwas zeigen konnte, hatte sich beiseite gestellt. Halle um Halle wuchs aus dem Boden hervor, und viele emsige Hände regten sich in freudigem Wettstreit, sie auszustatten, würdig ihrer Bestimmung. Und daneben schmückte sich unter alten Baumbeständen ein Garten mit Springquellen und Blumenbeeten, zum Entzücken schön, bereit, all die Hunderte von Gästen zu empfangen, wenn sie, müde vom Schauen, Erquickung suchten. Im Vordergrund aber erhob sich, mit jedem Tag seiner Vollendung näher rückend, ein hoher Bau — war's eine „Gartenhalle“, war's ein kunstvoll gestalteter „Saal“? Eines war es jedenfalls: ein prächtiger Raum von harmonischen Maßen und gewählten Formen, dazu bestimmt, festlich gestimmte Menschen aufzunehmen und ihnen der Arbeit Mühe mit genußreichen Stunden zu lohnen.

Und dann rückte mit dem 15. Juni der Augenblick gespannter Erwartung heran, da sich die Pforten der „Gewerbe- und Industrie-Ausstellung“ zum erstenmal öffneten. Unter Vorantritt des Königs, der auch bei dieser Gelegenheit sein Wohlwollen für seine zweite Residenz durch Wort und Tat bekundete, zogen als erste Beschauer ein alle diejenigen, die irgendwie zum Gelingen des schönen Werkes mitgeholfen hatten. Es gewährte eine wahre Ge-

nugtung, alle die prächtigen Leistungen, die in monatelanger, oft mühe- und entsagungsvoller Arbeit im Verborgenen gereift waren, in sinnreicher, reizender Anordnung und Aufmachung an das Licht der Öffentlichkeit gezogen zu sehen. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen aufzuzählen, was sich da alles den Blicken darbot. Aus der Stadt, aus der Umgegend, aus dem ganzen Lande strömten die Leute zum Besuche der Ausstellung herbei, einzelne Personen, kleinere Gruppen und ganze Vereine, und niemand war unter ihnen, der dem Werke seine Anerkennung versagt hätte.

Auch der Historische Verein hatte sich, dem Wunsche hiesiger Kreise Folge leistend, mit einer Auswahl seiner anziehendsten Sehenswürdigkeiten beteiligt. Und — in aller Bescheidenheit sei es gesagt —: seine Sammlung fand ebenso, wie die Ludwigsburger Porzellan- und die militärgeschichtliche Ausstellung, die in der nächsten Nähe ihre Räume hatten, die regste Beachtung.

Man darf es ruhig aussprechen, die Stadtverwaltung und die Leitung der Ausstellung hatten allem aufgeboten, um jeden Besucher zu befriedigen. Selbst für die Kinder war allerlei zur Unterhaltung und Kurzweil vorhanden. Die Musikkapellen ließen ihre verlockendsten Weisen erschallen, die Sänger erfreuten mit ihren Liedern, und in einem eigens hiezu geschaffenen Freilichttheater erstanden sogar die Porzellanfiguren der Rokokozeit zu neuem Leben und entzückten durch ihr graziöses Spiel die Beschauer. Alles war im besten Zuge und man konnte schon von einem „vollen Erfolge“, den die Ausstellung bringen werde, reden.

Da schreckte am 1. August Trommelwirbel, dem die Verkündigung des Kriegszustandes durch einen Offizier folgte, die Bewohner der Stadt aus ihrer friedlichen Stimmung auf. Französische Rachsucht, russische Eroberungssucht und englischer Neid hatten sich vereinigt, um über das friedfertigste Volk Europas herzufallen. Ein Weltkrieg entbrannte, wie ihn die Geschichte der Menschheit bis jetzt noch niemals gesehen hatte. Im Munde unserer Feinde wurde Deutschland, das der langjährige frühere amerikanische Gesandte und Botschafter in Deutschland, Andrew D. White, kürzlich charakterisierte als eine „Großmacht in Kunst, Wissenschaft und Literatur, als die feste Burg aller hohen Gedanken, als den Hort aller Zivilisation, als den natürlichen Verbündeten jeder Nation,

die einer höheren Entwicklung zustrebt“, plötzlich zu einem Lande von „Barbaren“, für die ihnen nur noch die allgeringsten Schimpfworte genügten.

Das deutsche Volk hatte sofort zum Schwert gegriffen, „in aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand.“

Mit dem Augenblick der Kriegserklärung war aber unserer schönen Ausstellung das Todesurteil gesprochen. Sie wurde alsbald geschlossen, und ihre Hallen waren in wenig Wochen wieder vom Erdboden verschwunden. An Stelle froher Gäste im Feiertagskleid durchzogen nun feldgraue Krieger in Wehr und Waffen die Stadt, und anstatt friedlicher Weisen erschallten allenthalben Kampf- und Vaterlandslieder.

Noch immer steht unser Volk mitten in dem furchtbaren Ringen um Sein und Nichtsein. Dennoch dürfen wir mit vollem Vertrauen auf den endgültigen Sieg hoffen. Denn es gibt eine Macht, die allgerecht ist, und diese ist mit uns.

C. B.

Nippenburg. *)

Von Präzeptor E. Schübelin in Ludwigsburg.

Im Bezirk Ludwigsburg entfaltet das Glemstal erst seine volle Schönheit. Es verläuft, tief in die Platte eingesenkt, in zahlreichen Bögen, an deren Außenseite schroffe, bis zu 60 m hohe Muschelkalkwände anstehen, während die von ihnen eingeschnürten Flachrücken sich sanft und allmählich zur Talsohle hinabsenken. Das gewundene Tal bildet keine natürliche Verkehrsstraße; es wird vielmehr vom Verkehr nur an drei Stellen gequert. In der schmalen Talsohle haben sich außer dem kleinen, durch seinen vorzüglichen Wein bekannten Weiler Talhausen nur Mühlen eingenistet, deren stattliche Zahl sich durch den Getreidereichtum des Strohgäus erklärt. Die größeren Siedelungen liegen entweder wie Markgröningen am Saume der Hochfläche über dem Fluß oder aber steigen sie wie Schwieberdingen aus der Talsohle zum Rande empor.

Die schönste Lage auf einem steilen Felsvorsprung (319 m) über dem rechten Glemsufer hat unstreitig der Hof Nippenburg (1273 Nippenburc von dem Personennamen Nippo), 1,5 km von der Strohgäubahnstation Schwieberdingen entfernt.

Die teilweise von Gärten umgebenen Gebäude lagern sich unregelmäßig um einen stattlichen Hofraum. Sie stammen größtenteils aus früheren Zeiten und sind vielfach mit Wappen und Inschriften geschmückt. Gleich am ersten Hause, einer wohnlich eingerichteten Scheuer, liest man: „Anno domini 1552 weiland des edlen und vesten hans von nippenburg des jüngern nachgelasne wittwe Frau

*) Benützte Schriften:

Fr. Cast, Adelsbuch des Königreichs Württemberg, 1839.

Gerhard Graf Leutrum, Geschichte des Reichsfreiherrlichen und Gräflichen Hauses Leutrum von Ertingen, 1893.

Derselbe, Die Gräfl. Leutrumsche Frauenkirche zu Unterriexingen, 1891.

Piper, Burgenkunde, 1912.

Das Königreich Württemberg, I und II.

Stadlinger, Geschichte des württ. Kriegswesens, 1856.

Beschreibung der Oberämter Ludwigsburg, Leonberg und Vaihingen.

Gräfliches und Freiherrliches Taschenbuch 1916.

(Bild)

Ruine Nippenburg

Aufnahme von Oberpostassistent Schübelin z. Z. in Namur.

Anna geborne burggreffin hat diese scheure bawen lassen.“ Darunter befinden sich die Wappen der Nippenburg und Landt. Das etwas zurückstehende Wohnhaus auf der rechten Seite schmückt das stockheim-nippenburgische Ehwappen mit der Jahrzahl 1632. Über einer Stalltüre ist das leutrumsche Wappen mit der Zahl 1760 angebracht, daneben eine Steinplatte mit den Wappen der Nippenburg und Göler von Ravensburg und der Inschrift: ANNO 1574 HAT DER EDEL UND VEST FRIDERICH VON NIPPENBURG DES FIRSTENTUMS WIRTENBERG ERBSCHENK, UND SEIN LIEBE HAUSFRAW KINGETIN (Kunigunde) GEBORENE GOELERIN MIT GOTES HILF DISIN BAW ANGEFANGEN ZU BAWEN. An einer außerhalb des Hofes gelegenen Scheuer steht F. V. N. (Friedrich von Nippenburg) mit der Jahrzahl 1567. Das 1721 im Barockstil erbaute und mit dem leutrum-stockheimischen Wappen geschmückte Herrenhaus ist von zwei ummauerten Gärten umgeben, deren Ostecke von einem Wachtürmchen mit Steindach beschirmt wird.

Unweit des Hofes, hart über dem steilen Felsgehänge der Glems, liegen die ansehnlichen, aus festgefügttem Mauerwerk bestehenden Reste der im 13. Jahrhundert erbauten Nippenburg. Das stellenweise von Schlingpflanzen umspinnene, altersgraue Gemäuer vereinigt sich mit den hochragenden Bäumen, unter deren Schirm und Schatten es in träumerischer Stille daliegt, zu einem stimmungsvollen Bilde.

Da die Burg auf drei Seiten vom Tale aus unzugänglich war, so war sie einem Angriff nur von der Hochebene her ausgesetzt, von der sie deshalb durch einen früher sehr tiefen Halsgraben abgetrennt war. Der Burgbering umfaßte die auf der höchsten Stelle stehende Hauptburg, zwei gürtelförmig sie umschließende Zwinger und zwei an diese angebaute Vorburgen oder Vorhöfe. Vom Wirtschaftshofe gelangte man einst durch mehrere Tore auf einer Zugbrücke, die jetzt durch eine feste Steinbrücke ersetzt ist, über den Graben durch das Haupttor in die südliche Vorburg. Von hier führte ein Tor in den westlichen Zwinger, von dem aus man die Hauptburg betrat. Diese bestand aus dem Turm oder Bergfried mit Verlies und dem Wohngebäude oder Palas, die mit der Schild- und der Ringmauer den Burghof umschlossen. An dem in der nordwestlichen Ecke stehenden Turme sind noch drei Schießscharten zu sehen. Von dem anstoßenden Wohngebäude ist ein 5 m breiter und 10 m langer Keller erhalten, der mit einem Notdach versehen ist. Auf der Angriffseite, dem Graben entlang, steht die nahezu 3 m dicke, 10 m hohe und 15 m lange Schildmauer. Es ist dies ein eigenartiger, nur im Flußgebiet des Neckars vorkommender Deckungs- und Verteidigungsbau. An die Schildmauer schließt sich

auf beiden Seiten die sehr starke Ringmauer an, von der noch ein Rundbogentor erhalten ist, das die beiden Vorburgen miteinander verband. Daneben steht über einem gewölbten Keller eine Scheuer, von der ein Eckstein das nippenburgische Wappen mit der Jahrzahl 1483 zeigt. In der südlichen Zwingerecke sind eine spätgotische Fensterleibung, die an ein Tor anschließt, und mehrere Schießscharten bemerkenswert. Ansehnliche Mauer-, Wall- und Grabenreste weist auch die westliche Vorburg und ihr Vorraum auf.

Die vermutlich den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges zum Opfer gefallene Burg*) war der namengebende Stammsitz der edlen Herren von Nippenburg, bei denen die Beinamen Sölre, Urr, Letani, More und Schlegel vorkommen. Beliebte Taufnamen sind Albrecht, Wolfram, Wolf, Konrad, Georg, Hans, Ludwig, Philipp und Bernhard. Mit Friedrich von Nippenburc miles (d. i. Dienstmann) tritt das kinderreiche Geschlecht im Jahre 1273 in die Geschichte ein. Ursprünglich Dienstmännern der Grafen von Asperg, waren die Nippenburger später württembergische Lehensträger. Im Wappen führte das Geschlecht einen geöffneten, silbernen Adlerflug in blauem Felde, auf dem Helme eine geflügelte Jungfrau. Nach der Belehnung mit dem württembergischen Erbschenkenamte aber, im Jahre 1515, zeigte der quadrierte Schild in 1 und 4 den Adlerflug, im zweiten und dritten (schwarzen) Felde den goldenen Schenkenbecher, der auch den linken Helm zierte. Nach ihren Grabdenkmälern zu schließen, waren die Nippenburger hochgewachsene, kräftige Kämpen, die, im Waffenhandwerk wohlbewandert, in offener Feldschlacht wie im ritterlichen Kampfspiel gleichermaßen geachtet und gefürchtet waren.

Aber auch die Hochschule bezog mancher junge Sproß der Familie. In Heidelberg ließen sich einschreiben: 1459 Michael, Kanonikus der Kathedrale in Eichstätt, Bernhard, Kanonikus zu Wimpfen, und Philipp; 1464 Friedrich; 1527 Balthasar, Kanonikus zu Speyer; 1533 Philipp, Kanonikus zu St. Guido in Speyer; 1549 Sebastian. In Tübingen studierten 1508 Wolfgang, Kanonikus in Bruchsal, und 1509 Balthasar.

Mancher Staatsdiener ging deswegen aus der Familie hervor, wie die folgende Liste zeigt. Im Jahre 1440 war Hans von Nippenburg württembergischer Rat. 1469 finden wir Georg, der 1462 noch als Vogt in Vaihingen saß, unter den Räten des Grafen Eberhard von Württemberg. Friedrich, Doktor beider Rechte, 1473

* In Gabelkovers Verzeichnis der „Burgen, Schlösser und Burgställe des Herzogtums Wirtenberg um 1580“ wird sie noch als „Schloß derer de Nippenburg“ aufgeführt. Weitere Sitze der vielverzweigten Familie waren die Burgen in Hemmingen, Schöckingen, Unterriexingen, Schwieberdingen und Grundsheim.

Rat Ulrichs des Vielgeliebten, saß 1475 am Hofgericht in Urach. 1486 war Ludwig württembergischer Hofrichter in Stuttgart, während 1487 Wilhelm badischer Landhofmeister war. Philipp, der 1491 vom Grafen Heinrich zum Vogt von Reichenweiher im Elsaß ernannt worden war, kam 1498 zur württembergischen Regierung, wurde 1501 Hofmeister, 1511 Erbschenk und 1518 Landhofmeister, der sich mit dem rechtskundigen Kanzler in die Regierungsgeschäfte teilte. Sein Bruder Sebastian begann seine Laufbahn 1505 als Rat Herzog Ulrichs, der ihn 1514 zum Vogt, 1516 zum Obervogt in Lauffen beförderte und 1518 in gleicher Eigenschaft nach Weinsberg versetzte. 1516 wird noch ein Hans von Nippenburg als Vogt, 1594 aber Johann Dietrich als erster Oberhofmeister des Collegium illustre in Tübingen erwähnt.

Auch auf hohen und niederen Kirchenstellen begegnen uns die Nippenburger. Im Jahre 1387 wurde Wolfram zum Pfarrer von Heimerdingen ernannt. 1404 lebte Friedrich als Dekan der Kollegiatkirche in Wimpfen. 1449 ist Johann Deutschordenskomtur in Hornegg. 1468 wird der Kleriker Jörg mit der Kaplanei des St. Markusaltars im Kloster Reichenau bekleidet. 1483 war Bernhard Kapitularkanonikus in Wimpfen. 1489 wird Friedrich als Generalvikar in Speyer erwähnt. Auf ihn bezieht sich die Inschrift im Kreuzgang zu Bebenhausen, wohin er mit zwei Brüdern Bilder gestiftet hatte. Im Jahre 1494 wird Christoph als Propst in Bruchsal und Abt in Odenheim, Friedrich als Propst zu St. Trinitatis in Speyer genannt. Von 1503-1533 ist Margarete Äbtissin in Lauffen, während 1562 Elisabeth dem Kloster Seebach (in der Rheinpfalz) als Meisterin vorsteht. Friedrich, 1516 Kaplan zu Schwieberdingen, rückt 1521 auf die Pfarrei Schöckingen vor, die er 1531 mit der zu Ensingen vertauscht. Lorenz stirbt 1518 als Pfarrer von Schwieberdingen. Wolfgang ist 1550 Domherr, Johann Philipp 1554 Kanonikus in Bruchsal. 1566 wird noch Ludwig als Domherr der „hohen Stifter Speyer und Konstanz“ erwähnt, deren Grenze die Glems bildete, so daß z. B. in Ditzingen die linksufrige Gottesackerkirche speyrisch, die auf dem rechten Ufer gelegene heutige Ortskirche dagegen konstanzisch war.

Im Kloster endlich lebten außer dem oben genannten Abt und den zwei Äbtissinnen noch Maria und Phela von Nippenburg als Nonnen in Rechentshofen 1370 und 1430, Margarete in Frauenalb im 15. Jahrhundert, Johann im Stift zu Hördt (im Elsaß) im 16. Jahrhundert.

Ihre letzte Ruhestätte fanden die Herren von Nippenburg mangels einer eigenen Grablege in den Kirchen der Orte, in denen sie begütert waren, z. B. in Schöckingen, wo das Bild eines Ritters in reicher Rüstung an Hans von Nippenburg, gest. 1540, und eine

knieende Familie an den 1590 gestorbenen Martin von Nippenburg und seine Frau Maria Salome, geb. von Reischach, gest. 1597, die Erbauer des bekannten dortigen Steinhauses, erinnern. — Sehr beachtenswerte Grabdenkmäler aus dem 15.-17. Jahrhundert enthält ferner die Kirche in Hemmingen, und zwar ein ganz prachtvolles des Ludwig von Nippenburg, gest. 1490, dann jenes großartige des Erbschenken Wilhelm und seiner Frau Maria, geb. von Flehingen, aus dem Jahre 1609. Die in unmittelbarer Nähe des Schlosses stehende Kirche zum h. Lorenz hat einen sehr alten und festen Westturm, an der Südseite einen runden Treppenturm mit Renaissancetüren von 1600 und eine von den Standbildern des Petrus und Paulus getragene Vorhalle, auf deren Ecken die vier Evangelisten sitzen. — In der altehrwürdigen Frauenkirche zu Unterriexingen, die einsam auf dem Bergrücken zwischen Enz- und Glems- tal im Friedhof steht und von 1874-1891 stilvoll erneuert worden ist, ruhen zwölf zwischen 1527 und 1615 gestorbene Nippenburger. Hier erinnert ein hohes, schön gemeißeltes Frauenbild mit gefalteten Händen an die 1547 gestorbene Frau Elisabeth von Nippenburg. Auf einem Doppeldenkmal treten uns zwei kräftige, mit dem Schwert umgürtete Gestalten, in knieender Stellung betend, entgegen: Sebastian, gestorben 1543, und sein Sohn Hans, gest. 1544. Dem Andenken der Witwe des letzteren, Frau Anna von Nippenburg, geb. Burggräfin von Landt, gest. 1576, ist ein Stein gewidmet, dessen Inschrift von Frömmigkeit und Gottergebenheit zeugt. Daneben erblickt man das liebliche Bild eines knieenden Knaben, des im Alter von 13 Jahren verstorbenen Hans Heinrich. Zwei einfache Steine bezeichnen die letzte Ruhestätte des 1615 zu Unterriexingen gestorbenen Johann Dietrich, „seines Alters 50 Jahr“, und „des edeln und ehrnvesten Leonhard, gestorben am 4. Juli 1535 vor Goletta (in Afrika) beim Sturm, dem Gott gnädig sei.“ Um so größeren Eindruck macht die auf einem Hunde stehende Reckengestalt des Hans Konrad von Nippenburg, gest. 1583, der in voller Rüstung, mit dem Helm zu Füßen, abgebildet ist. — Auch in Schwieberdingen erinnern an die Herren von Nippenburg zahlreiche schön gearbeitete Grabmäler vom 14.-16. Jahrhundert, aus denen das des Ludwig von Nippenburg, gest. 1498, hervorsticht. Beachtenswert ist noch ein auf einem Hunde, dem Sinnbild der Treue, stehender geharnischter Ritter, der Friedrich von Nippenburg, gest. 1348, darstellt, sowie ein großes Grabdenkmal mit einem Kruzifix, vor dem drei Ritter, drei Frauen und zwei Kinder knien: der 1591 gestorbene Erbschenk Friedrich von Nippenburg und seine zwei Frauen Benedikta, geb. von Nippenburg, gest. 1563, und Kunigunde, geb. Göler von Ravensburg, gest. 1598. Außer diesen und anderen Grabmälern enthält die im ehemals festen Kirchhof hochgelegene,

1495 von Peter von Koblenz (bei Zurzach in der Schweiz) erbaute Kirche ein schönes Sakramenthäuschen und einen kunstvollen Taufstein. An der Außenseite des hohen und verzierten Westturmes sind die Steinbilder des Kirchenheiligen St. Georg und des Apostels Paulus angebracht. Der Unterstock, der als Vorhalle dient, ist netzgewölbt und zeigt auf dem Schlußstein das nippenburgische Wappen. — Noch verdienen in Grundsheim (OA. Ehingen), das im 16. Jahrhundert durch Heirat an die Familie gefallen war, in der dortigen Kirche zwei nippenburgische Grabsteine von 1561 und 1575 Erwähnung.

Die nippenburgischen Urkunden — 725 an der Zahl — sind ein getreues Spiegelbild eines mittelalterlichen Rittergeschlechtes. Die Nippenburger siegeln anderer Herren Urkunden, treten als Zeugen, Bürgen, Vermittler und Schiedsrichter auf. Sie schließen Eheverträge, treffen letztwillige Verfügungen und setzen Wittümer aus. Stets auf die Mehrung ihrer Hausmacht bedacht, kaufen und tauschen sie Besitzungen ein. Gegen die üblichen Verpflichtungsscheine lassen sie sich nacheinander von den württembergischen Fürsten und während der österreichischen Zwischenregierung (1520-1534) auch von Kaiser Karl V. und seinem Bruder Ferdinand belehnen. Mit ihren Lehensherren teilen sie getreulich Freud und Leid, erscheinen aus den verschiedensten Anlässen bei Hofe und helfen ihrer Herren Fehden ausfechten, wobei sie — wie auch auf auswärtigen Kriegsschauplätzen — jederzeit ihren Mann stellen. Im Staats- und Kirchendienst gelangen sie zu Würden und Ehren. Nach dem Vorbild ihrer Lehensherren kargen sie sehr mit Schenkungen an die Kirche, wie denn von ihnen keine einzige nennenswerte Stiftung bekannt ist. Da sie auch sonst gute Haushälter waren, konnte es nicht ausbleiben, daß sie schließlich einen recht ansehnlichen Besitz ihr eigen nannten, bestehend in den Rittergütern Nippenburg (mit Mauer) und Schwieberdingen, die zum ritterschaftlichen Kanton Neckar-Schwarzwald (Kanzlei Tübingen) gehörten, und der Herrschaft Grundsheim. Außerdem hatten sie Besitzungen, Rechte und Gefälle — teils als Lehens-- teils als Eigengut, das jedoch im Lauf der Zeit mehr und mehr im ersteren aufging — in Hemmingen, Heimerdingen, Hirschlanden, Schöckingen, Gebersheim, Gerlingen, Rohr, Unterriexingen, Pflugfelden und Kornwestheim. Vorübergehend hatte ihnen auch die Burg Kleiningersheim, der Burgstall Ditzingen und die Feste Bromberg im Kirbachtal gehört.

Im folgenden seien diejenigen Urkunden auszugsweise wiedergegeben, in denen sich einigermaßen die Geschichte der Nippenburger und mit ihr ein Stück Landesgeschichte verfolgen läßt: Friedrich I. von Nippenburc, genannt Sölre, ist am 3. November 1273 Zeuge in einer Urkunde des Pfalzgrafen Ulrich von Tübingen, mit dem

er im Jahre 1278 auf dem Schloß Württemberg zusammentrifft. Im Jahre 1275 siegelt er die Urkunde des Rufus in Othelingen (Aidlingen), genannt Cobirer. Am 23. August 1276 ist Ritter Friedrich Zeuge in einer Urkunde des Pfalzgrafen Rudolf, genannt Scheerer (nach der Stadt Scheer a. D.), von Tübingen, desgleichen am 30. Mai 1281 in einer Urkunde Graf Eberhards von Württemberg.

Damit tritt der Ahnherr des Geschlechts vom Schauplatz ab. Die folgenden Urkunden geben hauptsächlich Aufschluß über die Erwerbung des Familiengutes und das Verhältnis zum Hause Württemberg. Im Jahre 1340 ist Hans von Nippenburg hohenlohischer Vasall, 1344 Friedrich württembergisch. Zwischen 1344 und 1361 hat des letzteren Witwe einen Hof zu Waiblingen von Württemberg zu Lehen. Am 9. Februar 1359 verkauft der Edelknecht (Dienstmann oder Ministeriale) Fritz von Rumelshausen (Rommelshausen) an Fritz von Nippenburg seine Güter — Lehen oder Eigen — gelegen zu Nippenburg, Schwieberdingen, Hemmingen und Münchingen um 225 Pfund Heller. Um 1361 erhält Conz von Nippenburg die Vogtei Hirschlanden von Württemberg zu Lehen. Im Jahre 1368 sitzt Wolf der Alte, ein Edelknecht, genannt von Nippenburg, in Heimerdingen. Im nämlichen Jahr ist Fritz von Nippenburg Kirchherr in Schwieberdingen, d. i. Nutznießer des Kirchenguts. Heinz Zeyner von Nippenburg nimmt 1380 an der Fehde der Herren von Sickingen gegen den Mainzer Erzbischof Adolf als Verweser des Bistums Speyer teil und gerät dabei in Gefangenschaft; nach seiner Entlassung aus der Haft verspricht er, speyrischer Dienstmann zu werden. Hans von Nippenburg, genannt Schlegel, wird von Graf Eberhard III., dem Mildem, von Württemberg am 19. Mai 1412 mit einem Teil an Nippenburg, der Burg, samt dem „Holz“ darob, am 28. Oktober 1417 von Eberhard IV., dem Jüngeren, mit 3 Teilen an der Burg zu Heimerdingen belehnt und stellt am 13. November 1419 darüber einen Lehensrevers aus. Am 6. August 1428 empfängt Hans von Nippenburg ein Viertel an Schöckingen, Burg und Dorf, samt der Vogtei und Gericht, am 30. August 1428 je einen Hof zu Schwieberdingen und Gebersheim von Graf Ludwig von Württemberg zu Lehen. Am 16. Oktober 1430 werden vier Nippenburger von der Herrschaft Württemberg zum Feldzug gegen die Hussiten nach Stuttgart geladen. Aber wie die früheren württembergischen Aufgebote dabei mitsamt der ganzen Reichsarmee wenig Ruhm ernteten, so endigte auch diese Unternehmung mit einer schmachvollen Niederlage, trotzdem die ganze Adelsgesellschaft vom St. Georgenschild den Zug mitgemacht hatte.

1430 stiftet die Nonne Phela in Rechentshofen ins dortige Kloster einen Jahrtag für ihre verstorbenen Eltern. 1439 kauft Hans

von Nippenburg, genannt Schlegel, ein Achtel von Burg und Dorf Hemmingen und wird am 6. April dieses Jahres von Graf Ludwig von Württemberg damit belehnt. Am 19. April 1442 stiftet Georg in die Pfarrkirche zu Oberriexingen eine ewige Messe. 1460 ist Friedrich Kirchherr in Ensingen (OA. Vaihingen). Am 30. Juni 1462 gerät Bernhard von Nippenburg im Gefolge Ulrichs V., des Vielgeliebten, bei Seckenheim in pfälzische Gefangenschaft. (Vergl. Gustav Schwabs Gedicht über die nicht zuverlässig beglaubigte Geschichte vom „Mahl zu Heidelberg“). Dasselbe Schicksal widerfuhr Ludwig von Nippenburg am 19. Juli desselben Jahres bei Giengen a. B., wo Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach und die mit ihm verbündeten Württemberger von Herzog Ludwig von Bayern geschlagen wurden. Im Jahre 1474 erschienen auf Graf Eberhards Hochzeit mit Barbara von Mantua in Urach Bernhard mit fünf, Georg und Ludwig mit je vier Pferden. Im Jahre 1480 beteiligte sich Ludwig am Leichenbegängnis Ulrichs des Vielgeliebten in Stuttgart. Im nämlichen Jahre werden drei Nippenburger zur Verteidigung des Mägdebergs nach Herrenberg beschieden. Da aber Bernhard wegen eines offenen Schadens weder reiten noch gehen kann, so schickt er an seiner Statt zwei gerüstete Pferde. Graf Eberhard hatte nämlich das im Jahre 1378 durch die Reichsstädter zerstörte Schloß Mägdeberg wieder aufbauen und von dort aus die Herren von Friedingen auf ihrer Burg Hohenkrähen bekriegen lassen. Um diesen zu helfen und sich an Eberhard für eine erlittene Beleidigung zu rächen, belagerte Erzherzog Siegmund von Österreich den Mägdeberg, dessen unfähiger Kommandant beim ersten Anlauf mit seiner aus jungen Leuten bestehenden Besatzung den Platz räumte. Um einen Einfall in Württemberg zu verhüten, verglich sich Eberhard mit dem Erzherzog und trat ihm den Mägdeberg ab. Kriegsluft und Tatendrang veranlaßten 1487 Philipp von Nippenburg, unter Erzherzog Siegmund mit fünf Pferden gegen die Venezianer zu kämpfen, die um jene Zeit in ihrem Bestreben, sich auf dem oberitalienischen Festland auszudehnen, mit verschiedenen Mächten in Streitigkeiten verwickelt wurden. In diesem Feldzug, in dessen Verlauf die Deutschen auch in die neuerdings vielgenannten „sette comuni“, d. h. die sieben cimbrischen (altdeutschen) Gemeinden um Asiago einfielen, mußte zwar das mühsam eroberte Rovereto (Rufreit) wieder geräumt werden; aber infolge des glänzenden Sieges bei Calliano im Etschtal wurde wenigstens das schwer gefährdete Trient gegen die große venezianische Übermacht behauptet. Auf Veranlassung Kaiser Friedrichs III. läßt sich Hans von Nippenburg 1488 in den eben gegründeten Schwäbischen Bund aufnehmen. Im selben Jahre erscheinen drei Nippenburger als Mitglieder der St. Georgensschieldeinung, die 1496 erneuert wurde, worauf ihr

auch Ludwig von Nippenburg beiträgt. Die Erhebung Württembergs zum Herzogtum im Jahre 1495 gibt dem Hofrichter und Doktor beider Rechte, Friedrich von Nippenburg, Anlaß, eine Denkschrift auf Herzog Eberhard im Bart zu verfassen. 1504 saß Jörg von Nippenburg in Muwer (Mauer).

Eine hervorragende Rolle spielten die Nippenburger unter Herzog Ulrich, der den Brüdern Philipp und Sebastian sein volles Vertrauen schenkte. Im Jahre 1504 schicken Philipp und Sebastian als Lehensleute Herzog Ulrichs dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz Fehdebriefe. Dies war die Einleitung zu dem siegreichen Pfälzischen Feldzug, der von Ulrich im Bayrischen Erbfolgekrieg im Bunde mit Herzog Albrecht von Bayern und Kaiser Maximilian I. unternommen wurde und ihm einen ansehnlichen Gebietszuwachs einbrachte. Im Jahre 1507 steht Konrad von Nippenburg in den Diensten des Markgrafen Philipp von Baden. 1509 wohnen Philipp und Sebastian im Gefolge Herzog Ulrichs dem Leichenbegängnis des Herzogs Albrecht in München bei. Bei den prunkvollen Feierlichkeiten, die Ulrich anläßlich seiner Vermählung mit Sabina von Bayern im Jahre 1511 veranstaltete, amtieren nicht weniger als fünf Nippenburger: Sebastian wird der Braut an die Grenze unterhalb Knittlingen entgegengeschickt. Er und sein Bruder Wilhelm tragen beim Kirchgang, an dem auch Bernhard teilnimmt, brennende Straßenlichter vor. Philipp geht beim Opfern der Braut, Sebastian dem Bräutigam vor. Ludwig wartet am zweiten, Sebastian am dritten Fürstintisch auf. Philipps Frau, eine geborene von Spät, sitzt am Freiinntisch, Sebastians Frau, eine geborene von Schellenberg, an einem geringeren. Philipp kredenzt als Erbschenk dem Herzog den Wein und wartet beim Tanze auf. In den nun beginnenden Händeln mit dem Schwäbischen Bunde, aus dem der Herzog im Jahre 1512 ausgetreten war, leisten ihm die Brüder gute Dienste. Im Jahre 1512 wird Philipp nach Augsburg geschickt, um mit dem Schwäbischen Bunde zu verhandeln, 1513 an den Kaiser, um sich über den Bund zu beschweren. Auf dem Rückweg von einer zweiten Sendung an den Bund, der im Jahre 1514 in Lauingen tagte, gelang es ihm, die aufrührerischen Bauern im Remstal („den armen Konrad“) zu beschwichtigen. Wohl zum Dank hierfür wird Philipp am 13. Juni 1515 gegen einen Revers mit dem Erbschenkenamt im Herzogtum Württemberg belehnt. 1516 schreibt Herzog Ulrich an Sebastian und drei seiner (zehn) Brüder um Hilfe wider die Huttensche Familie, die nach Hans von Huttens Ermordung (1515) die öffentliche Meinung im Reiche gegen ihn aufgebracht und schließlich seine Ächtung erwirkt hatte. Am 18. Oktober 1516 unterschreiben Philipp und Sebastian den Blaubeurer Vertrag, der den Herzog von der Reichsacht wieder löste. Gleichzeitig

mit Ulrich sagen am 1. April 1519 Philipp, Ludwig, Sebastian und Hans von Nippenburg dem Schwäbischen Bunde ab, der wegen der Eroberung Reutlingens (Januar 1519) gegen den Herzog zu Felde zog. Von den Schweizer Söldnern im Stiche gelassen und vom Kaiser abermals in die Reichsacht erklärt, entwich dieser am 7. April. Wenige Tage später wohnte Philipp dem in Stuttgart abgehaltenen Landtag bei und wurde mit einigen anderen Edelleuten an die zu Eßlingen versammelten Bundesstände abgesandt. Hier wurden mit ihm als dem Haupt der Landesverwaltung Unterhandlungen behufs Übernahme der Statthalterschaft angeknüpft. Aber sie zerschlugen sich, und wir finden ihn bald unter den 62 Rittern in Hohentübingen, die den festen Platz mitsamt dem vierjährigen Erbprinzen Christoph trotz des Versprechens äußerster Gegenwehr ohne Schwertstreich am 25. April dem Bundesheere ausliefern. Philipps Name steht denn auch an der Spitze der Zweiundsechzig auf der „schwarzen Tafel“, die Herzog Ulrich nach seiner Wiederkehr zur ewigen Schmach im Tübinger Schlosse — jetzt in der Universitätsbibliothek — aufstellen ließ. Am 11. Mai übergibt auch Sebastian die Feste Weinsberg gegen freien Abzug der Besatzung. Ulrichs vorübergehende Wiederkehr im Sommer des Jahres benützte Philipp, um Fürbitte für Dietrich von Spät einzulegen, der sich als Uracher Obervogt durch Sabinas Aufnahme (1515) die herzogliche Ungnade zugezogen hatte. Auch während der Fremdherrschaft bewahren die Nippenburger dem angestammten Herrscher die Treue. Sebastian sagt zwar dem Herzog im Jahre 1524 seine Lehen aus Zwang auf, um sie aus Erzherzog Ferdinands Hand aufs neue zu empfangen. Mit seinem Sohne Hans aber weigert er sich im folgenden Jahr, gegen Ulrich zu kämpfen, als dieser während des Bauernkriegs mit französischer Hilfe vom Hohentwiel aus sein Land wieder zu erobern versuchte. Zu seiner großen Freude durfte Sebastian seines Herrn siegreiche Heimkehr aus der Verbannung (1534) noch erleben, während der Erbschenk Philipp schon 1526 gestorben war.

Inzwischen war der Bauernkrieg in hellen Flammen aufgelodert. Daß diese auch das Strohgäu ergriffen, erhellt aus einer Urkunde vom 3. November 1525, worin Ludwig von Nippenburg für den erlittenen Schaden „an Wein, Vieh und an anderen Sachen“ von den Ämtern Backnang, Besigheim, Brackenheim, Bottwar und Marbach eine Entschädigung von 1100 Gulden verlangt und erhält. Standesgefühl läßt ihn aber am 20. April 1529 mit seinem Bruder Sebastian und anderen Edelleuten beim Schwäbischen Bund für den als Bauernführer in Heilbronn gefangenen Götz von Berlichingen Fürbitte einlegen.

Die zwei folgenden Urkunden führen in weite Ferne. Als nämlich im Jahre 1535 Kaiser Karl V. die türkischen Seeräuber

bekriegte, die von den sogenannten Barbareskenstaaten Tunis und Algier aus das westliche Mittelmeer unsicher machten, kämpfte in den Reihen seines Heeres auch Leonhard von Nippenburg, der bei der Erstürmung Golettas in Tunis am 4. Juli dieses Jahres den Tod fand. 1542 befindet sich Konrad von Nippenburg als Fähnrich mit württembergischen Hilfstruppen in Ungarn im Kampf gegen Johann Zapolya und die mit ihm verbündeten Türken, die seit der Schlacht von Mohacs (1526) Ostungarn im Besitz hatten, während die westliche Hälfte des Landes an Erzherzog Ferdinand von Österreich gefallen war. Württemberg stellte in diesem Jahr zur Reichsarmee zwei Fähnlein Fußvolk mit 773 und ein Fähnlein Reiterei mit 157 Mann. Die ersteren befehligte Georg von Höwen, das letztere Sebastian von Ehingen; auch die Unterbefehlshaber waren Adelige. Der Feldzug verlief übrigens sehr ungünstig. Die Belagerung von Ofen mußte aufgehoben werden; Gran und Stuhlweißenburg gingen an die Türken verloren. Georg von Höwen fiel; überhaupt hatten die Württemberger starke Verluste, da man sie „zu allem gebrauchte, was sonst niemand tun wollte.“

Am 9. September 1566 erfolgt zwischen dem Domherrn Ludwig und dem Erbschenken Friedrich von Nippenburg eine brüderliche Teilung, wonach Ludwig Schloß und Dorf Grundsheim samt dem Weiler Willenhofen (OA. Ehingen) und das Schloß Schwieberdingen mit allem Zubehör erhält. Der Erbschenk Friedrich entfaltet eine rege Bautätigkeit. Seinem Wappen, meistens gepaart mit dem seiner zweiten Frau, einer geb. Göler von Ravensburg*), begegnet man in Schwieberdingen und namentlich in Nippenburg auf Schritt und Tritt. 1593 beteiligen sich Hans Michael, Philipp und Martin in ihrer Eigenschaft als Provisioner am Leichenbegängnis Herzog Ludwigs in Stuttgart. So hießen nämlich die Edelleute, die sich verpflichteten, eine Anzahl Reiter zum öffentlichen Dienst zu halten. Sie bezogen einen Jahressold, der sich nach der Zahl der Pferde und Reisigen richtete und für das Pferd 20-25 fl. betrug. Sie mußten den Landesherrn nicht bloß ins Feld, sondern auch auf Reisen begleiten und bei Hoffesten Dienst tun. Häufig hatten sie freie Wohnung in Schlössern; auch wurden ihren Reihen mit Vorliebe die Obervögte entnommen. Am 25. Februar 1596 erinnert die Ritterschaft Wilhelm von Nippenburg an die Leistung der versprochenen Hilfe gegen die Türken, die das ganze Abendland immer mehr beunruhigten. 1608 nimmt Hans Philipp am Leichenbegängnis Herzog Friedrichs, 1610 an der Hochzeit Herzog Johann Friedrichs in Stuttgart teil. 1617 werden Friedrich und Ludwig Christoph

*) In Silber ein flugbereiter, schwarzer Rabe, dessen Kopf auch den Helm zierte.

vom Herzog Johann Friedrich dem Landgrafen Ludwig von Hessen nach Unteröwisheim entgegengeschickt, ersterer als Vorschneider, letzterer, um das Essen aufzutragen.

Mit Ludwig, der im Jahre 1646 kinderlos starb, erlosch das Geschlecht im Mannsstamm. Als „die Letzte ihres Stammes und Namens“ wird auf ihrem Grabstein in Böblingen die 1696 verstorbene Forstmeisterin Ursula Margarete, Truchsessin von Höfingen, geb. von Nippenburg, bezeichnet. Kurz vor seinem Vetter Ludwig war am 25. Januar 1646 in Würzburg Gottfried Philipp mit Hinterlassung einer Tochter Kunigunde Katharine gestorben. Diese heiratete am 19. Mai 1646 den aus einem sächsischen Geschlechte stammenden Kaiserlichen Kriegsrat Johann Friedrich von Bissingen, der damals bayrischer Oberst und Kommandant von Rottweil war und nun Namen und Wappen der Nippenburger mit den seinigen vereinigte. Als aber Kunigunde die Herrschaft Grundsheim als Mitgift beanspruchte, erhoben ihre Tanten Anna Magdalena Capler von Ödheim und Susanna Barbara von Berckheim, geb. von Nippenburg, Einspruch, dem jedoch nicht stattgegeben wurde. Auf Grund dieser Erwerbung wurde Kunigundens Gemahl in die Ritterschaft aufgenommen und am 14. Juni 1647 von Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Am 4. März 1648 ließ sich Freiherr J. Fr. von Bissingen-Nippenburg die Herrschaft Schramberg von Österreich um 33 150 Gulden verpfänden, worauf er die Burg Schramberg, die auf einem ins Lauter- und Bernecktal jäh abstürzenden Felsvorsprung lag, seiner Frau zu Ehren Nippenburg nannte. Die Burg war 1457-1459 von Hans von Rechberg erbaut und nach mancherlei Schicksalen wiederholt erneuert und verstärkt worden, bis sie schließlich 1689 von den Franzosen eingeäschert wurde. Mit dem Walde wild verwachsen und von Efeu umwuchert, erwecken ihre gewaltigen Trümmer in dem Beschauer noch heute die Vorstellung von einer großartigen mittelalterlichen Befestigung. Aber erst dem Sohne Johann Friedrichs war es gelungen, die Herrschaft Schramberg, die 1693-1695 in die Hände des pfalzneuburgischen Ministers, Grafen Hamilton, übergegangen war, am 18. Januar 1696 käuflich (um 140 000 Gulden) zu erwerben und als Kunkel-lehen für immer an sein Haus zu bringen. Der Enkel, Joseph Cajetan, wurde sodann am 5. August 1746 von der Kaiserin Maria Theresia in den Reichsgrafenstand erhoben. Die gräfliche Familie, die das adelige Gut 1834 zum Fideikommiß machte, hat ihren Sitz in Schramberg. Das Wappen besteht aus einem zweimal in die Länge und dreimal quer geteilten Schild. Es enthält in 1 als Stammwappen zwei goldene Streitsensen in Blau, in 2 den (nippenburgischen) silbernen Adlerflug ebenfalls in Blau, in 3 und 6 den (Schramberger) goldenen Greif mit entblößtem Schwert in der

rechten Vorderpranke in Schwarz, in 4 einen aus einer Wolke reichenden, geharnischten Arm mit einem Granatapfel in Rot, in 5 endlich eine goldene, mit zwei weißen Straußenfedern besteckte Krone ebenfalls in Rot. Die vier gekrönten Helme zieren von rechts nach links zehn fächerförmig gestellte goldene Lanzen mit Fähnlein, die Krone, die geflügelte Jungfrau von Nippenburg und der Greif.

Außer dem oben genannten Gottfried Philipp und seinen Schwestern Anna Magdalena und Susanna Barbara hatte der im Jahre 1609 gestorbene Erbschenk Wilhelm von Nippenburg als ältestes Kind noch eine Tochter Anna Benedikta hinterlassen, die im Jahre 1611 den reichsritterschaftlichen Direktor Johann Heinrich von Stockheim geheiratet und das Familiengut mit Ausnahme der Herrschaft Grundsheim auf ihre beiden Söhne Johann Eberhard (gest. 1676) und Friedrich Wilhelm vererbt hatte. Die Stockheim stammen aus dem Rheingau; ihr Wappen ist ein quergeteilter, oben leerer, unten schwarzer und gegitterter Schild mit zwei Büffelhörnern als Helmschmuck. Als nun Friedrich Wilhelm am 15. April 1702 kinderlos starb, fiel das Rittergut Nippenburg mit Mauer an Johann Eberhards ältere Tochter Friederike Juliane, die seit dem 15. Oktober 1685 mit dem baden-durlachschen Geheimrat und Ritterhauptmann des Kantons Neckar-Schwarzwald, Freiherrn Ernst Ludwig von Leutrum (1655-1734), vermählt war.

Die Leutrum von Ertingen stammen von Ertingen (OA. Riedlingen) und werden als Herren von Ertingen 1106, als Leutrum von Ertingen 1254 erstmals urkundlich genannt. Ihr Wappen ist in schwarzem Schilde ein linksschreitender, silberner Steinbock, der auch den Helm ziert. Unter Ernst Friedrich I. (1616-1703) teilte sich das Haus in zwei Linien, die Ernestinische und die nach seinem jüngeren Bruder Karl benannte Karolinische. Der letzteren gehört das berühmteste Glied der Familie an, der als Diplomat und Feldherr gleich erfolgreiche Karl Magnus (1680-1738), der in Wien als Kaiserlicher Generalfeldmarschall starb, nachdem er vorher in kurpfälzischen, savoyischen, schwedischen und hessen-kasselschen Diensten gestanden war. Sein Sohn Karl August Emanuel (1722-1795) erhielt zum Lohn für die Verdienste, die er sich als General um das Königreich Sardinien erworben hatte, 1781 den sardinischen Grafentitel, der, im folgenden Jahre von Kaiser Joseph II. bestätigt, nach dem Aussterben der gräflichen Linie in Württemberg 1884 auf den damaligen Majoratsherrn Gerhard und 26 Jahre später auf die übrigen Glieder der Ernestinischen Linie überging.

Johann Eberhard von Stockheim, württembergischer Oberratspräsident, Hofgerichtsassessor und Direktor der Ritterkantone Neckar-Schwarzwald und Ortenau, hatte noch eine zweite Tochter hinterlassen, die im Jahre 1688 Johann Christoph von Wallbrunn (gest.

1729) heiratete und ihm das Rittergut Schwieberdingen zubrachte. Seinem Neffen, dem württembergischen Oberhofmarschall und Stuttgarter Obervogt, Freiherrn Ferdinand Reinhard von Wallbrunn, wurde am 14. August 1748 durch Herzog Karl Eugen auch die Erbschenkenwürde im Herzogtum Württemberg erneuert. Infolge schlechter Wirtschaft seiner Erben wurde jedoch das Rittergut unter Zwangsverwaltung gestellt und schließlich behufs Befriedigung der Gläubiger im Jahre 1773 um 80 000 Gulden an Württemberg verkauft, das schon vorher den größeren Teil des Ortes besaß. Die Wallbrunn sind ein böhmisches Geschlecht, das sich in mehreren Linien durch ganz Schwaben und die Rheinlande verbreitete und 1726 in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde. Nach dem Verkauf des Ritterguts wurde das Erbschenkenamt aufgehoben; die Familie aber blieb als Mitbesitzerin von Hengstfeld (OA. Gerabronn) Mitglied des württembergischen ritterschaftlichen Adels. Als Wappen führt sie in blauem Schilde drei silberne Rauten; zwei damit belegte Büffelhörner zieren den Helm. Mit dem am 8. Juli 1898 in Friedrichshafen gestorbenen Kriegsrat Freiherrn Emil von Wallbrunn ist die schwäbische Linie des Geschlechts im Mannstamm erloschen.

Die Familie von Wallbrunn bewohnte in Schwieberdingen die vermutlich von Friedrich von Nippenburg erbaute, längst abgegangene Wasserburg, d. i. eine in der Ebene gelegene Burg, die durch einen Wassergraben ringsum geschützt war. Davon haben sich einige Wirtschafts- und Nebengebäude erhalten, die jetzt als Bauernwohnungen eingerichtet sind. An einem Stallgebäude ist ein von der alten Burg herrührender Stein mit dem einfachen und quadrierten nippenburgischen Wappen und der Jahrzahl 1563 eingemauert. In der Nordostecke der Ringmauer, deren Verlauf sich deutlich verfolgen läßt, ist der Rumpf eines starken Rundturmes mit Schießscharten erkennbar. Den Raum zwischen ihr und den Gebäuden nahm ein Zwinger ein. Der Wassergraben ist eingeebnet, die Zugbrücke durch die jetzige Einfahrt ersetzt. Daneben steht ein steinerner Stadel mit Staffeldgiebel und dem großen, prachtvoll in Stein gearbeiteten Doppelwappen des Friedrich von Nippenburg und seiner Frau Kunigunde, geb. Göler von Ravensburg (bei Sulzfeld, B.A. Eppingen), und der Jahrzahl 1565. Zu dem Rittergut gehörte die außerhalb des Dorfes gelegene Stumpenmühle mit dem stockheim-nippenburgischen Ehwappen von 1618.

Im Gegensatz zu dem Rittergut Schwieberdingen, das an Württemberg fiel, blieb Nippenburg ritterschaftlich und ist noch heute im Besitze der Leutrum, die mit Vorliebe hier wohnten, nachdem Ernst Ludwig — wie das über dem Eingang angebrachte leutrum-stockheimsche Ehwappen anzeigt — 1721 das neue Herrenhaus

erbaut hatte. Fröhliches Leben und Treiben herrschte hier oben, seit sein mit der lebenslustigen Sophie Wilhelmine, Freiin von Gemmingen-Bürg, verheirateter Enkel Karl Ludwig Philipp von 1763 an die Sommermonate regelmäßig in Nippenburg verbrachte. Neben dem Obst- und Blumengarten, der das Schloß umgab, wurde ein Park in englischem Geschmack und eine mit den seltensten Pflanzen angefüllte Orangerie angelegt. Die Inschrift am Schloß „Vicusin posuit vicino“ läßt darauf schließen, daß mit den benachbarten Adelsfamilien ein lebhafter Verkehr gepflogen wurde, der mit der Hemminger Gutsherrschaft besonders rege war. Auch mit der Hofgesellschaft in Ludwigsburg wurden gegenseitige Beziehungen unterhalten, die aber jäh abgebrochen wurden, als Herzog Karl Eugen Leutrums Schwägerin Franziska, nachmalige Gräfin von Hohenheim, im Jahre 1770 hatte in Pforzheim entführen lassen. Das parkartig angelegte „Nippenburger Holz“ war wiederholt der Schauplatz glänzender Feste. Die feenhaft beleuchtete Holzumgebung um den großen Pavillon herum lockte aus der ganzen Umgegend Zuschauer herbei. Auch wurden des öfteren ländliche Feste mit Schäferspielen veranstaltet. Da traten die Herren als Bauern, Winzer und Schäfer, die Damen als Bäuerinnen, Winzerinnen und Schäferinnen auf. In samtene und seidene, mit Spitzen und Stickereien besetzte Gewänder tanzte man zierliche Gavotten und neckische Menuette miteinander. Welch entzückendes Bild, wenn die zierlichen Rokokofigurchen mit den rosigen, lachenden Gesichtern in den anmutigsten Wendungen im Tanze dahinschwebten! — Die weiche Luft, die über dem glänzenden Ludwigsburger Hofe lagerte, erfüllte bereits auch die Räume der benachbarten Schlösser. Alles verlangte nach Genuß; für galant zu gelten war der höchste Vorzug, nach dem jedermann strebte.

Bei der im Jahre 1740 von den drei Söhnen des Stifters, Ernst Ludwig von Leutrum, vorgenommenen Teilung des väterlichen und mütterlichen Erbes war das Rittergut Nippenburg mit Mauer an den dritten Sohn, Magnus Ferdinand (1702-1762), gefallen. Dieser erhob es am 11. November 1762 zu einem Fideikommiß und Majorat, dem durch Hausgesetz vom 28. Februar 1859 auch das Rittergut Unterriexingen einverleibt wurde, das sich seit 1713 mit Ausnahme der Jahre 1763-1814 im leutrumschen Besitze befindet. Als nun der Majoratssitz im Jahre 1814 nach Unterriexingen verlegt wurde, wurde das 140 ha große Gut verpachtet, u. a. an den Freiherrn vom Holtz, später (1857) an den Freiherrn von Varnbüler, der es durch Ökonomierat Ramm bewirtschaften ließ, in neuerer Zeit aber gemeinsam mit dem 181 ha großen Hofgut Mauer an die Stuttgarter Zuckerfabrik. Das in den Jahren 1875 und 1876 erneuerte und erweiterte Schloß wird seit 1890

von dem Grafen Norwin von Leutrum bewohnt, der, am 16. März 1910 in den Grafenstand erhoben, seit 1. Oktober 1912 Majorats-herr ist.

Neben der Ruine ist unter alten Linden eine Bank angebracht, von der man über Hemmingen hinweg einen großen Teil der flach-welligen Ebene des reichgesegneten Strohäus überblickt, dieses ur-alten Kulturlandes, das schon in der Römerzeit dicht besiedelt war und heute noch eine wahre Kornkammer ist. In die Einförmigkeit, die dem Landschaftsbild bei aller Anmut anhaftet, bringt eine will-kommene Abwechslung der Blick ins Glemstal: auf den schmalen, grünen Wiesenteppich, umrahmt von dem steilen Reben- und Wald-gehänge, durchwoben von dem schimmernden Silberband des Fließ-chens, in dem sich Pappeln, Erlen und Weiden spiegeln. Umfassender ist die Rundschau, die der in einer Stunde über den Hof Mauer nach Ditzingen führende Feldweg gewährt. In einem großen Bogen reicht der Blick über Hemmingen, Schöckingen, Hirschlanden, Ditzingen bis Leonberg, um über den Engelberg mit seinem Wartturm, Ger-lingen, Solitude, Weilimdorf, Münchingen, Asperg, Markgröningen und Schwieberdingen zum Ausgangspunkt zurückzukehren. Es ist die Gegend, von der ein großer Teil dereinst den edlen Herren von Nippenburg gehört hat.

Ein vergessenes Denkmal
in Monrepos.

Von Rektor a. D. Dr. Weizsäcker.

Die Oberamtsbeschreibung von Ludwigsburg 1859, S. 215 berichtet von Sehenswürdigkeiten auf der Kapelleninsel im Monrepossee, die heutzutage größtenteils verschwunden sind. Geblieben sind zwar der künstlich aufgeführte Felsenhügel mit der darunter angebrachten Halle und die von König Friedrich aus Hohenheim hierher versetzte gotische Kapelle, aber verschwunden sind die einst in der Halle um einen ovalen Tisch zum Fehmgericht versammelten zwölf Tempelherrn in weißen Mänteln, verschwunden ihre an den Wänden aufgehängten Rüstungen, verschwunden sind die römischen Altäre, verschwunden auch die hinter der Kapelle gelegene Eremitage mit dem Einsiedler, der beim Öffnen der Tür dem Eintretenden den Kopf zugedreht haben soll. Man wird das Verschwinden dieser Dinge, die uns heute nur noch als eine Art Spielerei anmuten, kaum beklagen, wenn sie auch einst ein erfreuliches Zeugnis ablegten für die, wenn auch in seltsamer Form sich äußernde, aber doch wieder erwachende Freude an Bildern deutscher Vergangenheit. Um so erfreulicher ist es, in dieser Felsenhalle wenigstens noch einem echten und auch wirklich wertvollen Denkmal der Vorzeit zu begegnen, das eine eingehendere Betrachtung wohl verdient, einer an der Wand angebrachten Grabplatte des Grafen Wilhelm Wernher von Zimmern, die uns eine Reihe von Fragen vorlegt, auf welche im folgenden Antwort zu geben versucht werden soll.

Wir stehen vor einer schön gegossenen ehernen Platte von 75 cm Höhe und 60 cm Breite, welche in den schönen, aber schwer lesbaren gotischen Schriftformen des sechzehnten Jahrhunderts eine lateinische Inschrift von zehn Distichen trägt. In den 4 Ecken ist je 1 Wappen von 15X12 cm angebracht. Die Inschrift lautet:

Generosissimi ac nobilissimi domini domini
Guilhelmi Wernheri comitis et domini
in Cimbern caenotaphium.

Hospes quisquis ades, taedet nisi, comprime gressum:
Ad nova nec pigeat sistere busta pedem.
Hanc magnis renovat Guilhelmus sumptibus arcem,
Cimbria cui nomen stirps generosa dedit.
Vir pius et prudens atque integritatis amator
Sollicitaeque fugax ambitionis homo,
Qui tribuit ius cuique suum libramine recto,
Dum tenet augusti regia sceptrum fori.
Ast aetate gravis, proavita in castra reversus,
Perfruitur vita commodiore diu.
Tandem, ubi ei digitis filum perscindit acutis
Clotho, sancte obiens caelica regna petit;
Namque quis hunc dubitet foelici sede receptum,
Orbe manent alio praemia si qua pios?
Meskirchi post fata iubet sepelirier ossa,
Cimbriae ubi comitum membra sepulta iacent.
Sed quoniam summo affectu dilexerat arcem
Cimbriae, in hac voluit cor recubare suum.
Qua ratione piaie mentis sanctissimus heros
Edidit in patrios symbola grata lares.

„Leergrab des edeln und vornehmen Herrn,
Herrn Wilhelm Wernhers, Grafen und Freiherrn
von Zimmern.

Fremdling, wer du auch seist, der hiehertritt, hemme deinen Schritt, wenn es dir nicht zuwider ist, und laß dichs nicht verdrießen, vor dieses neue Grabmal zu treten. Diese Burg erneuert mit großen Kosten Wilhelm, dem der edle Stamm von Zimmern den Namen gab, ein frommer, kluger, rechtschaffener und von ehrgeizigem Streben freier Mann, der mit gerechter Wage jedem sein Recht zumaß, solange er das kaiserliche Amt beim Reichskammergericht bekleidete. Aber nachdem er, vom Alter beschwert, in die Burg seiner Ahnen zurückgekehrt war, erfreute er sich noch lange eines gemächlicheren Lebens und entschlief endlich selig, als ihm mit scharfem Finger Klotho den Lebensfaden abschnitt, und ging zum Himmelreich ein. Denn wer wollte bezweifeln, daß dieser Mann in Abrahams Schoß aufgenommen sei, wenn in einer andern Welt ein Lohn die Frommen erwartet?

Zu Meßkirch, verordnet er, sollen nach seinem Tod seine Ge-

beine bestattet werden, wo der Grafen von Zimmern Gebeine im Grabe ruhen. Aber weil er mit größter Liebe an der Burg Zimmern hing, wünschte er, daß in dieser sein Herz ruhen sollte. Und auf diese Art hat der verewigte Held ein liebevolles Zeichen seiner frommen Gesinnung gegen die heimischen Laren gegeben.“

Aus der Inschrift selbst erfahren wir, daß ein edler und verdienter Graf, Wilhelm Wernher von Zimmern, einst langjähriger kaiserlicher Beamter am Reichskammergericht war, daß er aber der Burg seiner Väter, Zimmern, mit besonderer Liebe zugetan war und dieselbe mit großem Aufwand erneuern ließ, daß er sich auf sie nach Niederlegung seines Amtes zurückzog und den Abend seines langen Lebens auf ihr zubrachte, ja, daß er zwar seinen Leib nach altem Gebrauch des Geschlechts in der gräflichen Begräbnisstätte zu Meßkirch beisetzen ließ, aber verordnete, daß sein Herz in der Burg, der seine ganze Liebe gehört hatte, ruhen sollte. So erklärt sich auch der Ausdruck Kenotaphium, Leergrab, da in der Burg nicht der Leichnam, sondern nur das Herz des Grafen, aufbewahrt werden sollte. Diese Angaben genügen zur Feststellung der Persönlichkeit des Grafen und damit auch der Wappen. Es gab und gibt noch mehrere Zimmern, aber die hier genannte Burg kann nur die Burg Herrenzimmern, OA. Rottweil, sein. Die Herren, später Grafen von Zimmern, deren letzter männlicher Sproß, Wilhelm v. Z., im Jahre 1594 starb, hatten einst einen großen Besitz in der Gegend des oberen Neckars um Rottweil, an der Donau (Gutenstein, Wildenstein) und der Ablach (Mößkirch), worüber man bündige Auskunft am leichtesten in der Beschreibung des Oberamts Rottweil findet. Über den Stammsitz Herrenzimmern findet man auch Nachrichten mit Abbildungen in den Blättern des schwäbischen Albvereins 9, 145-148 und Aus dem Schwarzwald 11, 4-7. Der ganze große Besitz ging nach dem Tod des letzten Grafen auf dessen zahlreiche Schwestern und durch diese auf die Grafen von Fürstenberg, Helfenstein, von Hohenzollern-Sigmaringen u. a. über. Die Erben verkauften 1595 an die Reichsstadt Rottweil u. a. auch das Schloß Herrenzimmern mit Zugehör, und mit Rottweil kam auch dieses im Jahre 1803 an das Haus Württemberg.

Unter den Herren von Zimmern ist wohl der bedeutendste unser Graf Wilhelm Wernher gewesen. Er war geboren zu Meßkirch den 6. Januar 1485 und starb auf Zimmern den 7. Januar 1575. Er war der jüngste von vier Brüdern: Veit Wernher, der 1499 starb, Johann Wernher II, gest. 1549 und Gottfried Wernher, gest. 1554, und widmete sich mit Vorliebe gelehrten Studien. Er studierte in Tübingen und Freiburg Philosophie, Rechtswissenschaft und Geschichte. Seine Rechtskenntnisse stellte er in den Dienst des Reichs, war etwa 20 Jahre lang am Hofgericht in Rottweil als

Hofrichter tätig, dann 1529-1541 als Beisitzer am Reichskammergericht zu Speyer, und 1548-1554 als Vorsitzender desselben. Seine Mußestunden und seinen langen Lebensabend, den er meist auf seinem Liebessitz, der Burg Herrenzimmern oder in Rottweil verlebte, widmete er namentlich Geschichts- und Altertumsstudien, begründete insbesondere im Bunde mit seinem Neffen, Froben Christoph v. Z., die berühmte „Zimmerische Chronik“, deren Hauptverfasser jedoch unter Mitwirkung der beiden Grafen Froben's Sekretär Hans Müller war, und verfaßte außerdem eine Reihe von genealogischen und chronikalischen Schriften, wie er sich auch im Gebiete der Dichtkunst versuchte. Es ist hier nicht der Ort, auf die Bedeutung der Zimmerischen Chronik als Geschichtsquelle, nicht nur für das Haus Zimmern, sondern für fast alle bedeutenderen Adelsgeschlechter Oberdeutschlands, ja für die Geschichte des späteren Mittelalters überhaupt, näher einzugehen. Es genüge der Hinweis, daß dieselbe im Jahre 1882 durch den fürstlichen Bibliothekar K. A. Barack in Donaueschingen, wohin die Handschrift durch Erbfall gelangte, musterhaft herausgegeben worden ist. Graf Wilhelm Wernher legte sich auch frühzeitig eine Sammlung von naturgeschichtlichen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten, auch Handschriften und Reliquien (sog. Hailtümer), die sog. Wunderkammer, an, die von Kaiser, König und Fürsten in Speyer mit Staunen besichtigt wurde und zuletzt auf seiner Burg Herrenzimmern untergebracht war.

In der Zimmerischen Chronik finden wir nun auch einen Abschnitt, der für unsern Zweck besonders lehrreich ist und daher, mit einigen Auslassungen, zugleich als Kostprobe der treuherzigen Darstellung, im Wortlaut mitgeteilt werden möge. Unverständliche Wendungen werden stillschweigend geglättet.

„In seinem Schloß Antian-Zimbern (=Herrenzimmern) hat der alt Herr vil Jar unbeschlossen gewohnt, in den sorglichen Läufen und auch zu denen Zeiten, als durch ganz Deutschland so vil herrenloser Knecht und böser Bueben umbher geloffen sein. Ich geschweig allerlai Gelegenhait halben in dem newen Baw, mit finsternen Gängen und Gewelbern, datz kain Wunder, da (= wenn) er schon mehrmals darin ermördt worden (wäre). Er hat auch kain Wehre an getragen, sondern ist teglichs allain ohne alle Forcht oder ainiges Abschewens ins Thal hinab und allenthalben umbs Schloß gangen. Aber der Allmechtig hat den fromen Graven seiner Fromkeit geniesen lasen und ine sampt allen den Seinen ganz gnediglichen über allen Menschenverstand mehrmaln erhalten. Zu dem Hailtum und allen Gottes- und Kirchenzierden hat er von Jugendt uf ein besonder Affection und Liebe getragen, auch dessen in groser Anzahl bekommen. Ime ist vil Hailtums vom Churfürsten von Mentz, Erzbischof Albrecht

von Brandenburg, zugestellt worden, und seitmal er ein so grose Liebe zu dem Schloß Zimbern, hat er solch Hailtumb ganz ordenlich ingemacht und in sein Capell daselbst geordnet, den Erben auch deßhalben seinen Willen eröffnet, daß sie solchs allda in der Capellen bleiben lassen. Was er aber den Verbrechern dises seines letsten Willens für ein Straf und Peen deßhalben wünschet, das wurt in gedachtem seinem letsten Willen, den er mit aigner Handt geschriftlichem verfaßt, nachlängs vermeldet — —. Neben dem ist sein Will, so und wann der Allmächtig über ine gebiete, soll man sein Leib gen Mößkirch füeren und daselbs zu S. Martin in die zimbrisch Begrebnus bestatten. Ehe und zuvor aber er gen Mößkirch gefüert, hat er begehrt, daß man ine ufschneiden, sein Herz heraußnehmen und das in den Trippel des Altars in seiner Capellen im Schloß zu Antian-Zimbern begrab, damit ime der Priester, so Meß halten, stettigs in celebrando auf dem Herzen stände. — —

Graf Wilhelm Wernher hat zu einer Anzaigung seines letsten Willens ein lateinisch epitaphium, in Erz gegossen, in der Schloßcapellen lassen ufrichten. Sollich hat im gestellt ein Beisitzer am Cammergericht, Doctor Joachim Minsinger, das lautet zu Wort, wie volgt.“

Und nun folgt wörtlich, mit geringen Abweichungen in der Schreibweise, die Eingangs mitgeteilte Grabschrift und hierauf noch eine kürzere, inhaltlich gleiche in anderem Versmaß. Der Verfasser der Inschrift Joachim Münsinger von Frundeck war geboren zu Stuttgart 13. August 1517, wurde Professor des römischen Rechts in Freiburg i. B., dann Beisitzer des Reichskammergerichts in Speyer, endlich Kanzler in braunschweigischen Diensten, und starb zu Groß-Alsleben a. d. Bode 3. Mai 1588. Daß die jetzt in Monrepos angebrachte Erztafel keine andere ist, als die in der Chronik erwähnte, ergibt sich mit unanfechtbarer Sicherheit aus den weiteren Schicksalen des Schlosses Herrenzimmern.

Ehe wir diese weiter verfolgen, sei noch der in den Chronik nicht erwähnten vier Wappen an der Inschriftafel gedacht. Das alte zimmerische Wappen, wie es noch an einer Urkunde von 1268 zu sehen ist, zeigt einen nach links emporgerichteten gelben Löwen in blauem Feld, eine Streitaxt in den roten Pranken haltend (Zimm. Chr. 1, 21 f.). Später kam als Helmzier eine rote Hirschbrust mit gelbem Geweih von zwölf Enden hinzu. Durch Kaiser Friedrich erfuhr das Wappen eine Erweiterung durch Hinzufügung des Wildensteinischen roten Löwen im weißen Felde (Zimm. Chr. 1, 504). Die beiden Wappen wurden nun so angeordnet, daß der Schild quadriert und die Löwen der beiden Wappen gegen einander gestellt wurden. So erscheint das zimmerische Wappen auf unserer

Platte in der linken oberen Ecke: 4 Felder mit je 1 aufrechten Löwen.

Das zweite Wappen rechts oben zeigt, in der Dunkelheit der Halle schwer erkenntlich, zwei gekreuzte Schrägbalken auf einem Herzschild. Es ist zweifellos das Wappen der Grafen von Oettingen, denn Wilhelm Wernhers Mutter war Margareta von Oettingen (Zimm. Chr. 1, 441) eine Tochter Graf Wilhelms v. O. und der Beatrice, Freiin von Bern. Die Chronik berichtet, daß diese Margareta von Oettingen, nach dem Absterben ihrer Eltern bei ihrem Schwager, Hans Truchseß von Waldburg, der ihre ältere Schwester zur Frau hatte, erzogen wurde. Bei dieser Gelegenheit wird ihre Mutter nicht Freiin von Bern, sondern Frau „von der Laiter“ genannt. Diese Angabe gibt uns den Schlüssel zum dritten Wappen, in der rechten unteren Ecke unserer Tafel, denn hier sehen wir im Schilde eine Leiter zwischen 2 aufrecht stehenden Tieren (Hunden?), es ist also das Wappen der Mutter Margaretas, also der mütterlichen Großmutter Wilhelm Wernhers. Der Name derselben ist aber eine Verdeutschung ihres eigentlichen Namens, denn von Hause aus hieß sie Beatrice della Scala von Verona. Und das vierte Wappen endlich, in der linken unteren Ecke, eine Frauengestalt nach r. (eine Mohrin) mit einer Bischofsmütze in der Linken, ist das Wappen der Grafen von Kirchberg (a. d. Iller), das hier seine Stelle gefunden hat, weil die Großmutter des Grafen väterlicherseits eine Gräfin Anna von Kirchberg war (Z. Chr. 1, 337 ff.).

Dieses Epitaphium, das Graf Wilhelm Wernher zu bleibendem Gedächtnis schon bei seinen Lebzeiten anfertigen und in seiner Burgkapelle zu Herrenzimmern anbringen ließ, sollte den bald nachher erlöschenden Glanz des Hauses am längsten überleben. Der Übergang der Burg an Rottweil 1595 war auch schon der erste Schritt zu ihrem allmählichen Untergang. Zwar blieb die Schloßkaplanei noch bis 1645 bestehen und der Priester celebrierte die Messe vor dem Altar, unter dessen Tritt das Herz des Grafen seinem letzten Willen gemäß in einer Bleikapsel verwahrt lag. Aber in diesem Jahr wurde die Kaplanei nach Epfendorf OA. Oberndorf verlegt und damals kam dieses Herz mit bischöflicher Genehmigung in das Kloster der Kapuziner in Rottweil und nach dessen Aufhebung wurde es an das Fürstenbergische Hauptarchiv in Donaueschingen verkauft. Im dreißigjährigen Krieg scheint das Schloß, wie die Aufhebung der Schloßkaplanei vermuten läßt, schwer gelitten zu haben. Es kam mehr und mehr in Verfall. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte es nur noch eine notdürftige Bedachung und nachdem es 1803 mit Rottweil an Württemberg gekommen war, wurde es 1805 an einen Bürger und Weinhändler von Herrenzimmern verkauft, der eine Gastwirtschaft, Brauerei und Brannt-

weimbrennerei darin einrichtete. 1810 erkaufte es die Gemeinde, die es mehr und mehr verfallen ließ und als Steinbruch benutzte, ja zwischen den Trümmern später ein Armenhäuschen erbaute. Sic transit gloria mundi!

Aber vor dem Verkauf der Burg an jenen Wirt muß die Inschriftplatte aus der Kapelle von dem Kameralamt entfernt worden und damals auch nach Monrepos gekommen sein. Im Jahre 1804 war Kurfürst Friedrich damit beschäftigt, seinem Lieblingssitz die Eingangs geschilderte romantische Ausschmückung zu geben. Die kirchlichen Kunstschatze der neuerworbenen wie auch älterer Gebietsteile zogen die Aufmerksamkeit des neuen Herrn auf sich und er ließ es sich sehr angelegen sein, solche entweder, wo es anging, an ihrem Ort zu erhalten, oder an andern geeigneten Orten unterzubringen. So erzählt Giefel (Staatsanz. f. Württ. 1903, Bes. Beil. Nr. 1 u. 2, S. 31), der Kirchenrat (das Konsistorium) habe im Mai 1804 den Kurfürsten auf den berühmten Blaubeurer Flügelaltar als geeigneten Schmuck für die gotische Kapelle in Monrepos aufmerksam gemacht. Friedrich habe aber dankend abgelehnt, da dieses schöne Monument für diese Kapelle viel zu kolossalisch wäre. Daß ihm auch über den Bestand der Schloßkapelle zu Herrenzimmern vor ihrer Veräußerung Bericht erstattet wurde, darf als sicher angenommen werden, und daß er sich die schöne Erzplatte des Grafen Wilhelm Wernher nicht entgehen ließ, ist um so begreiflicher, als er sich seit Erwerbung des Gebiets von Rottweil als dessen Erben und Rechtsnachfolger betrachten konnte. So hat nun dieses Denkmal in der Felsengrotte von Monrepos ein recht bescheidenes Dasein geführt und blieb in dem dunkeln Raum neben den andern Sehenswürdigkeiten meist unbeachtet. Und doch ist es, wie sich aus meinen Ausführungen ergeben haben dürfte, das historisch wertvollste Stück, das diese Grotte jemals aufzuweisen hatte. Ein Glück, daß es seinem ursprünglichen Bestimmungsort entzogen worden ist, wo es zweifellos mit der Zeit gestohlen oder sonst verschleudert worden wäre. *)

*) Ein Auszug aus der Zimmerischen Chronik ist vor einigen Jahren unter dem Titel „Historien und Kuriosa aus sechs Jahrhunderten, urkundlich erzählt von Froben Christoph von Zimmern, gestorben 1563“ im Verlag von W. Langewiesche-Brandt München und Leipzig erschienen. Preis 1 Mark, 80 Pfennig.

Geschichte des Salons
bei Ludwigsburg.

Von C. Belschner.

Der Name „Salon“ hat für den Ludwigsburger stets einen angenehmen, ich möchte sagen anheimelnden Klang. Der Jugend tönt er wie ein froher, freudiger Maientag ans Ohr, und wir alle sind gewöhnt, seine grünen Hallen als einen Erholungsort anzusehen, der uns bereitwillig jederzeit stärkende Lebensluft, den wohltuenden Blick ins grüne Gezweig und in heißen Sommertagen schattenkühle Ruheplätze spendet. Hier treten wir der Natur und ihren Wundern fühlbar nahe. Wir belauschen ihr verheißungsvolles Regen, ihr leises Werden, Wachsen und Reifen. Da dringen die Stimmen der Vögel, die hier, unbekümmert um die Menschen und ihr Treiben, vertraulich Zwiesprache halten, in all ihrer natürlichen Herzlichkeit an unser Ohr. Und wollen wir unseren Blick aus beengenden Schranken befreien, so genügen wenige Schritte, um auch für diesen Wunsch volles Genüge zu finden. Im Westen schweift der Blick bis zu den dunklen Schwarzwaldhöhen hinan; über die Solituder und Stuttgarter Berge dringt das Auge bis an die in dunklem Blau vom Horizont sich abhebende Albwand; im Osten taucht das Neckartal vor uns auf und hinter ihm erscheinen die waldigen Höhen des Unterlandes, bis im Norden die Rundschau mit den Gipfeln des Odenwaldes ihren Abschluß findet. Fürwahr, ein schöner Fleck Erde und als solcher von jedermann anerkannt! Selbst diejenigen, die für die Stadt Ludwigsburg kein anerkennendes Wort übrig haben, können nicht umhin, den Salonwald als eine Perle ersten Ranges gelten zu lassen, als einen Vorzug, den Ludwigsburg vor vielen anderen Städten voraus habe und den man ihr allerdings nicht streitig machen könne.

Der Salonwald liegt erst seit 10 Jahren auf Ludwigsburger Markung. Von seinen 71½ Morgen Flächengehalt gehörten zwar jederzeit 10½ Morgen in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer zu Ludwigsburg; aber der weitaus größte Teil, 56 Morgen, lag auf Kornwestheimer Markung, und selbst Oßweil hat ein Anrecht auf

5 Morgen an der südlichen Ecke. Man braucht die Gründe dieser Zugehörigkeit nicht näher darzulegen. Der Dichterstadt Ludwigsburg ist es ergangen, wie dem Dichter in der Fabel: sie ist zu spät zur Teilung gekommen und erst auf der Bildfläche erschienen, als das Land rings umher schon längst seinen Herrn gefunden hatte.

In alten Flurkarten ist das Gelände, auf dem sich heute der Salonwald samt den dazu gehörigen Weilern ausbreitet, mit dem Namen „Auf der Warth“ bezeichnet. Das weite Ackerland, das einst nur durch einige Weinberge am südlichen Hang unterbrochen wurde, ließ die baumlose Anhöhe vor der Gründung Ludwigsburgs als ziemlich einförmig erscheinen. Als jedoch Eberhard Ludwig das hiesige Schloß erbaute, legte er, in dem Wunsche, seine ganze Bauanlage nach den damals geltenden Baugesetzen stilgerecht zu vollenden*), an dieser Stelle einen kleinen, parkartigen Wald an, der von Alleen und Fußpfaden durchzogen und durch eine großartige Lindenallee mit dem Schlosse verbunden wurde. Am äußersten Punkt dieser Allee ließ er ein längliches Viereck mit Hainbuchen und Linden bepflanzen und wie einen Saal mit Eingängen und Fenstern versehen. In diesem „Grand cabinet de verdure“, wie er es nannte, pflegte er des öfteren unter einem Zelt zu übernachten, um sich am Gesange der Nachtigallen zu ergötzen und an der reinen Höhenluft zu erquicken.

Von diesem Grand cabinet hat man bis jetzt den Namen „Salon“ hergeleitet, in der Annahme, daß die umständliche französische Benennung bald mit dem kurzen Wort „Salon“ vertauscht worden sei. Doch fehlen hiefür alle Belege. Das Volk jedenfalls hat sich diesen Tausch, wenn er je stattgefunden hätte, nicht zu eigen gemacht. Bezeichnet es doch bis heute jene Anlage mit dem wenig salonfähigen Ausdruck: „Grüne Bettlade“, ganz ähnlich, wie es den „Arkaden“ unseres Marktplatzes den nüchternen deutschen Namen „Schopf“ gegeben hat. Auch die Namenerklärung jenes militärischen Instructors, der seine Einjährigen eines Tages mit dem kühnen Ausspruch: „Ein Salon ist doch in der ganzen Welt ein künstlich angelegter Wald!“, überraschte, wird nicht auf allseitige Zustimmung zu rechnen haben. Aber welches ist nun der Ursprung des Namens?

Es ist bekannt, daß Herzog Karl den Salonwald um ein Beträchtliches vergrößert und verschönert hat. Mehrere Alleen am Rande des Lustwäldchens, Irrgänge, verschiedene Rundelle, Terrassen, ein aus Buschwerk zugeschnittenes Theater mit lebenden Kulissen, Vogel- und Gartenhäuser werden uns von Just. Kerner als Schöpfungen des herzoglichen Machtwillens im Salonwald genannt. In

*) Vergl. Belschner, Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten. 1904. S. 43 ff.

jener Zeit war der Lustwald oftmals der Schauplatz der rauschenden Feste des Hofes. Eine besonders großartige Veranstaltung fand z. B. am 15. August 1749 dort statt. Hiezu waren viele hohe Gäste erschienen, denen der Herzog an diesem Tage seine ganze Pracht zeigen wollte. Am Abend begab sich die ganze Hofgesellschaft in den Salonwald, der von 40 000 Ampeln glänzend beleuchtet war. Im Verlauf dieses Abends tat der Herzog im Angesichte seiner Stammburg die Aussicht auf ein zukünftiges freudiges Familienereignis kund, was der Zweck der ganzen großartigen Veranstaltung gewesen war. Man darf wohl voraussetzen, daß anlässlich solcher Festlichkeiten besondere, würdige Gartenhallen für die höchsten Herrschaften und deren unmittelbare Umgebung hergestellt wurden. Diese Annahme erhält durch Aktenstücke*) aus den Jahren 1749-52 eine Bestätigung. Es ist in diesen Aktenstücken, worunter sich eine Beschreibung des Lustwäldchens befindet, die Rede von einem „Irrgarten, von angelegten Alleen“ und — ausdrücklich — von „zwei erbauten Salons“. Dies müssen wirkliche Gebäude gewesen sein. Wäre damit die „Grüne Bettlade“ und eine andere ähnliche Anlage gemeint gewesen, so hätte man selbstverständlich nicht den Ausdruck „erbauen“ anwenden können. Es darf also mit Sicherheit angenommen werden, daß der Platz in der Zeit Herzog Karls seinen Namen von den Gartensälen erhalten hat, die man mit dem Worte „Salon“ zu bezeichnen pflegte.

Wie fast alles, was Herzog Karl geschaffen hat, so gerieten auch diese „Salons“ samt allen Herrlichkeiten, die das Wäldchen einst beherbergte, sehr rasch in Zerfall. Sie verschwanden, und bald wußte niemand mehr etwas von ihnen; nur ihr Name blieb an der Stelle haften. In den Tagen der Verödung Ludwigsburgs — es ist die Zeit, in der für die Stadt der Name „Grasburg“ aufgenommen ist — konnte es dann auch geschehen, daß sich die angrenzenden Feldnachbarn des Salonwaldes Uebergriffe auf den herrschaftlichen Besitz, den die Herzoge einst den Kornwestheimer Bürgern um teures Geld abgekauft hatten, erlaubten. Schließlich waren die Grenzen, selbst da, wo sie durch Alleen bezeichnet wurden, völlig unsicher. Da ließ Kurfürst Friedrich, der stets ein Freund klarer Verhältnisse war, im Februar 1805 eine Vermessung des „Salons“ vornehmen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß die Grenznachbarn verschiedene Morgen des herrschaftlichen Eigentums widerrechtlich zu ihren Grundstücken gezogen hatten. Durch eine genaue Versteinung wurden derartige Uebergriffe für die Zukunft unmöglich gemacht.

Der Vermessungsplan, der aus jener Zeit noch vorhanden

*) Sie befinden sich im Kgl. Finanzarchiv hier.

ist, verzeichnet noch kein Haus auf dem Salon. An der Stelle, auf der sich heute das Männerheim erhebt, befand sich der Garten des hiesigen Oberamtmanns Reg.-Rat Volz. Dieser ließ noch im gleichen Jahre (1805) auf seinem Besitztum einen geräumigen Gartensaal erstellen, dessen hohe Säulen den Blick der Vorübergehenden heute noch auf sich ziehen. Als jedoch Volz kurz nach Vollendung des Gebäudes starb, kaufte der Kurfürst seinen Erben den Besitz ab und beschenkte damit seine Tochter Katharina, die nachmalige Königin von Westfalen. Von ihr erhielt das Gebäude den Namen „Katharinenpläsier“, während der Name „Salon“ nun auf den Wald allein angewendet wurde. Die Katharinenpläsier ging bald wieder in Privathände über (vgl. S. 43 u. f.). Längere Zeit wurde eine Bierwirtschaft darin betrieben, die sich aber zuletzt keines guten Rufes erfreute. Der Besitzer geriet in Zahlungsschwierigkeiten, und das Anwesen kam immer weiter herunter (1837). Es ist nichts davon bekannt geworden, daß die Gemeindeverwaltung in Kornwestheim damals Schritte getan hätte, um eine Besserung herbeizuführen. Dagegen war es der Stadtverwaltung Ludwigsburg ein ernstes Anliegen, in dem nur fünf Minuten vom Stadttor entfernten Anwesen wieder geordnete Zustände zu schaffen.

Sie erfuhr um diese Zeit, daß die Gebrüder Paulus in Korntal für ihre zwei Jahre zuvor dort ins Leben gerufene Erziehungsanstalt ein neues Haus bauen wollten, bei der Gemeindeverwaltung aber die Erlaubnis zum Bau nicht erlangen konnten. Ungesäumt begab sich Oberbürgermeister Preyß mit den Gemeinderäten Baumgärtner und Körner nach Korntal, um die Gebrüder Paulus für die Verlegung ihrer Anstalt auf den Salon zu gewinnen. Diese begleiteten die gemeinderätliche Abordnung sofort an Ort und Stelle, fanden alles passend, kauften das Anwesen und beauftragten den Stadtbaumeister Baumgärtner, ohne Verzug einen Plan für ein neues Gebäude zu entwerfen.*) Noch im gleichen Sommer wurde der Bau in Angriff genommen und schon am 7. Juli konnte die Familie Paulus mit 87 Zöglingen einziehen. Die Zahl der letzteren, die sich aus Söhnen der verschiedensten Ländern zusammensetzte, stieg bald auf 100 und darüber. Der ehemalige Wirtschaftssaal wurde in einen Betsaal umgewandelt; hinter ihm erhob sich, mit der Schauseite gegen Süden gerichtet, das Hauptgebäude mit seinen Arbeitszimmern, Speise-, Schlafsälen und der Wohnung der Leiter und Lehrer. Zum Besitz der Anstalt gehörte auch von Anfang an das etwa 300 Schritte weiter südlich gelegene Wirtschaftsgebäude samt 50 Morgen Ackerland. Mit richtigem Blick wählten die neuen Besitzer für ihre Anstalt

*) Paulus. Beate Paulus oder Was eine Mutter kann. Stuttgart 1874.

wieder den früheren Namen „Salon“, und in diese Bezeichnung wurden auch die nach und nach dort errichteten Privathäuser eingeschlossen.

Von diesen sind auch die vier in unmittelbarer Nähe des Männerheims stehenden Wohnhäuser durch die Familie Paulus erbaut worden. Letztere hatte dabei die Absicht, in Verbindung mit ihrer Erziehungsanstalt einen angenehmen Sommeraufenthalt für Engländer auf dem Salon zu schaffen, vielleicht in Erinnerung daran, daß einst zur Zeit der Königin Mathilde viele Angehörige dieses Volkes Ludwigsburg zu ihrem Wohnsitz erwählt hatten. Die ersten Bewohner der neuen Gebäude waren jedoch keine Engländer, sondern Franzosen. Wohl hatte ja der Staat im Jahre 1870/71 beim Jägerhaus in zahlreichen Baracken umfassende Vorkehrungen für Aufnahme von Verwundeten getroffen und im Wetteifer damit waren vom hiesigen Sanitätsverein allein in sechs verschiedenen Spitälern Betten für 200 Verwundete bereitgestellt worden; als sich jedoch die Zahl pflegebedürftiger Krieger bedeutend vermehrte, benützte man gerne die von der Familie Paulus angebotenen Häuser, um verwundete französische Offiziere darin unterzubringen. Dies konnte um so leichter geschehen, als man sich damals genötigt gesehen hatte, auf dem Salon mitten im Grünen ein Feldspital einzurichten. Es war ein förmliches Lagerdorf, 12 Baracken mit je 20 Betten und 21 Zelte für Schwerkranke umfassend, malerisch und gesund und voll mannigfaltigen Lebens. Bald bildete es einen vielbesuchten Anziehungspunkt für Neugierige aus der Nähe und Ferne. Namentlich Sonntags strömten die Landleute in Scharen herbei, um die Turkos und Zuaven zu sehen, die dort ihre Unterkunft gefunden hatten. — Und als dann endlich unsere siegreichen Truppen ruhmgekrönt aus Frankreich zurückkehrten, da nahmen die Empfangsfeierlichkeiten, der allgemeinen Anschauung, daß die Stadt Ludwigsburg mit dem Salon beginne, entsprechend, dort ihren Anfang. Vom jetzigen Männerheim bis zum Stadttor standen zu beiden Seiten der Straße die erbeuteten Geschütze, für die Heimkehrenden ein sinniges Zeichen, daß man ihre Kämpfe und ihre Siege im Vaterlande zu würdigen wußte.

Doch damit sind wir der Zeit vorausgeeilt. Wir kehren zur Gründung der Erziehungsanstalt zurück. In die Leitung und den Unterricht teilten sich mit Unterstützung durch eine Anzahl Hilfslehrer vier Brüder Paulus. Die Leitung des Hauswesens übernahm die Mutter mit ihren drei Töchtern. Sämtliche Insassen der Anstalt bildeten eine große Familie, deren Mittelpunkt die Mutter war. Eine Tochter des in Echterdingen verstorbenen Pfarrers Philipp Matthäus Hahn, der als Kanzelredner ebenso hervorragend war, wie als Mathematiker und Mechaniker, und zu-

gleich eine Enkelin des originellen Pfarrers Flattich in Münchingen, vereinigte diese ungewöhnlich tätige, fromme Frau den Geist beider Vorfahren in sich. Als sie ihren Wohnsitz auf den Salon verlegte, hatte Beate Paulus ein ungemein inhaltreiches und überaus sorgenvolles Leben hinter sich. Verheiratet mit dem in Talheim bei Tuttlingen verstorbenen Pfarrer Paulus, einem Vetter und Schwager des Heidelberger Rationalisten gleichen Namens, hatte sie sich an der Hand der Predigten ihres Vaters, dessen Handschrift sie allein lesen konnte, so gründlich im religiösen Glauben befestigt, daß sie bei Gott alles wagen zu dürfen glaubte. Wie ihr Vater durch ein allgemein angestauntes Räderwerk das von ihm geschaffene Abbild des Planetensystems den Weltgesetzen entsprechend in Gang gebracht hatte, so hielt sie sich ihrerseits berechtigt, in das Räderwerk des göttlichen Haushaltes nach ihren Bedürfnissen einzugreifen. 5 Söhne hatte die vermögenslose Frau studieren lassen; die Mittel hierzu hatte ihr kühner Glaube auf ihr oft tage- und nächtelang anhaltendes Gebet immer wieder wie durch ein Wunder erhalten.

Diese Frau mit ihrem riesenhaften Gottvertrauen war also jetzt die Mutter der ganzen Anstalt. Während sie den Tag über in der Landwirtschaft hantierte, ging sie abends abwechslungsweise bald auf dieses, bald auf jenes Arbeitszimmer der Zöglinge, spielte mit ihnen Dame, Wolf und Schaf oder ähnliche Spiele, oder erzählte sie den Knaben, wobei sich dann alle herbeidrängten. In der Mitte saß sie mit den Kleinsten. Die größeren und entfernteren stellten sich auf Stühle und Tische rings herum, so daß man, wenn man ins Zimmer trat, nur einen turmartig aufsteigenden Knäuel von Knaben bemerkte und erst bei näherer Untersuchung in der Tiefe unten die Erzählerin entdecken konnte. Obwohl ihre Frömmigkeit durchaus das pietistische Gepräge an sich trug, war sie doch von kopfhängerischem Wesen weit entfernt. Sie mischte sich auf dem Turn- und Tummelplatz mitten unter die Knabenschar, und nicht selten machte sie ganz allein mit 10-15 Zöglingen längere Fußreisen, und wer sie da begleiten durfte, der schätzte sich glücklich, weil sie einen ungewöhnlich lebendigen Geist besaß und immer eine anregende Unterhaltung zu führen wußte. Ihre letzte Krankheit zog sich die 64jährige Frau bei Erstürmung einer Schneefestung zu. Bei dieser Gelegenheit versorgte sie die Stürmenden eigenhändig mit Schneebällen und ermunterte sie, mutig und wacker vorzudringen.

Nach ihrem Tode (1842) stand die Anstalt stark unter dem Einfluß ihres Schwiegersohnes Christof Hoffmann, der im Jahre 1848 gegen Dav. Fr. Strauß als Abgeordneter ins Frankfurter Parlament gewählt wurde und später von hier aus mit Georg Dav. Hardegg die Sekte der Jerusalemsfreunde ins Leben rief.

Die Anstalt wirkte mit vorzüglichem Erfolg bis zum Jahre 1879, wo sie leider ein unrühmliches Ende fand. Der Zöglinge bemächtigte sich um diese Zeit eine gewisse Unzufriedenheit mit der Verpflegung, wozu sich noch das Verlangen nach größerer Freiheit gesellte. In*) einem Schreiben, das nicht unterzeichnet war, verlangten sie Entlassung eines Lehrers; außerdem wollten sie keinen Reisbrei mehr essen und am Sonntag Nachmittag unumschränkte Ausgangsfreiheit haben, um sich ungestört unerlaubtem Wirtshausbesuch hingeben zu können. Statt daß sich nun auf die freundliche Aufforderung des Vorstandes der Anstalt der Schreiber des Briefes meldete, in welchem Falle eine wohlwollende Prüfung der Sache zugesagt wurde, versuchten die Urheber des Briefes die Bewilligung ihrer Bitten gewaltsam zu erzwingen. Schüler, die sich weigerten, an der Verschwörung teilzunehmen, wurden von ihnen bedroht und zum Beitritt genötigt. Schließlich errichteten die Unzufriedenen auf dem oberen Boden des Hauses eine Barrikade aus Kleiderschränken und Kisten, die den Ausgang zu zwei Schlaftälen und Waschkammern vollständig sperrten. Weder die Aufforderung, den Zugang frei zu machen und zur Ordnung zurückzukehren, noch gütliches Zureden hatten einen Erfolg, und da die Nacht heranrückte, mußte schon wegen etwaiger Feuersgefahr dem Unfug ein Ende gemacht werden. Auf einen Bericht an das Oberamt beorderte dieses den Stationskommandanten an Ort und Stelle. Jetzt wurden bei der ersten Aufforderung die Hindernisse weggeräumt. Die Unbotmäßigkeit der obersten Klasse aber dauert immer noch fort, und der Vorstand sah sich genötigt, alle 9 Schüler aus der Sekunda zu entlassen. Die übrigen Teilnehmer kehrten sofort zum Gehorsam zurück. Nachträglich war den Ausgewiesenen die Sache leid. Bald liefen reumütige Briefe und Bitten um Wiederaufnahme ein, die einzelnen, welche hinlängliche Bürgschaft für künftiges Wohlverhalten gaben, auch gewährt wurde.

Die Lust zum Weiterbetrieb der Anstalt war aber bei dem Vorstand und seinen Brüdern infolge des Erlebnisses so stark erschüttert, daß sie sie mit dem Ablauf des Schuljahres aufhoben. Die Zöglinge wurden entlassen und die Lehrer traten in den Staatsdienst über. Das Anstaltsgebäude aber wurde noch in demselben Jahre zu einem Männerheim eingerichtet.

Drei Jahre vor diesem Ereignis hatte sich nämlich in nächster Nähe des Salons eine zweite Erziehungsanstalt angesiedelt. Dem seit 1825 in hiesiger Stadt bestehenden Mathildienstift,

*) Ueber den Hergang haben damals die Zeitungen allerlei unverbürgte und zum Teil irrige Berichte veröffentlicht. Wir folgen hier der durchaus sachgemäßen Darstellung, die Infpektor W. Paulus in der „Ludwigsburger Zeitung“ vom 4. Februar 1879 selbst gegeben hat.

einer Kinderrettungsanstalt, deren Gründung sich mit der Verlegung des früheren hiesigen Waisenhauses nach Weingarten als nötig erwiesen hatte, sollte im Jahre 1876 eine Brüderanstalt für den Dienst der inneren Mission angegliedert werden. Da hierfür die Räume des alten Mathildienstifts nicht zureichten und außerdem noch andere Schwierigkeiten im Wege standen, wurde eine Anzahl neuer Gebäude auf dem Salon erstellt und der Anstalt aus Dankbarkeit für die tatkräftige Förderung, deren sich das Unternehmen von seiten des Königshauses erfreuen durfte, der Name Karlshöhe beigelegt. Mit ihr sollte im Jahre 1879 noch ein Männerheim für alleinstehende, pflegebedürftige Männer verbunden werden. Hierfür erwies sich das freigewordene Gebäude der Paulus'schen Anstalt als besonders geeignet. Es wurde angekauft und ist seitdem Eigentum der Karlshöhe.

Das einladende Gelände am Rande des anziehenden Lustwäldchens, die schöne, ruhige Umgebung und die entzückende Aussicht lockten nun auch Privatleute zur Ansiedlung. Man fand das Gelände besonders geeignet für Wohnhäuser, bei denen höhere Ansprüche in Frage kamen. Doch bald zeigten sich Schwierigkeiten, die mit der Zugehörigkeit der beiden Weiler zu dem mehr als 2 km entfernten „Mutterort“ Kornwestheim zusammenhingen. Je mehr die Zahl der Wohngebäude allmählich anwuchs, desto mehr wurden sie zu einer Gefahr für die Gesundheit der Stadt Ludwigsburg. Denn die Ansiedlung besaß keinerlei Wasserableitung. Der Inhalt der Senkgruben drang an undichten Stellen und bei Ueberfüllung in den Boden ein und erreichte offenbar an einzelnen Punkten den Spiegel des Grundwassers. Wurde doch von Sachverständigen festgestellt, daß in der Wasserquelle der Leonbergerstraße Verunreinigungen enthalten seien, die auf den Einfluß jener Senkgruben zurückgeführt werden mußten. Die Gemeinde Kornwestheim aber war in Anbetracht des großen Aufwandes, den die Herstellung einer Wasserableitung erfordert hätte, nicht in der Lage, die Aufgabe zu lösen, während sich ein Anschluß an die Kanalisation der Stadt Ludwigsburg ohne Schwierigkeit bewerkstelligen ließ. Für Ludwigsburg erwachsen noch weitere Schwierigkeiten aus dem Umstand, daß der Salon samt der Karlshöhe allmählich zu einem Stadtteil von Ludwigsburg geworden war. Hatte doch die Häuserreihe an der Stuttgarter Straße seit geraumer Zeit die Markungsgrenze überschritten und eine ununterbrochene Verbindung mit den beiden Parzellen hergestellt. Die Gegend verlangte dringend nach Aufstellung eines einheitlichen Bauplanes, wenn ihre wirtschaftliche Entwicklung für die Zukunft gesichert werden sollte. Denn Ortsteile mit städtischem Charakter können ohne gewisse städtische Einrichtungen nicht gedeihen. Diese zu schaffen, war aber die damals noch vorwiegend bäuerliche

Gemeinde Kornwestheim weder bereit noch fähig. Es fehlte an einer ausreichenden polizeilichen Aufsicht, ein Mangel, der in einer Ansiedlung vor den Toren einer größeren Stadt und bei der Nähe einer der belebtesten Straßen des Landes recht bedenklich werden konnte. Es fehlte an Gasbeleuchtung, an Straßenbeleuchtung; bei Feuersgefahr ergaben sich aus der weiten Entfernung des „Mutterorts“ Schwierigkeiten; ganz zu geschweigen von dem großen Zeitverlust, den die notwendigen Gänge auf das Rathaus und die Teilnahme an Beerdigungen mit sich brachten.

Von Ludwigsburg wurde nun mehrfach über eine freiwillige Abtretung der beiden Weiler mit Kornwestheim verhandelt. Da jedoch von dieser Seite unerfüllbare Bedingungen gestellt wurden, blieben alle Versuche erfolglos.

Den Bewohnern der beiden Parzellen erschienen indes die bestehenden Verhältnisse als völlig unerträglich. Ihr täglicher Verkehr vollzog sich mit Ludwigsburg, und daneben waren sie in allen gemeindebürgerlichen Angelegenheiten an einen entfernten „Mutterort“ gekettet. Sie wandten sich daher in einer Eingabe vom 15. Februar 1900 an die K. Staatsregierung und baten unter Darlegung ihrer Gründe um Eingemeindung nach Ludwigsburg. Diese erkannte auf Grund angestellter Erhebungen die Berechtigung der Bitte in vollem Umfang an und legte den Ständekammern einen Gesetzentwurf vor, der im Jahr 1905 zur Beratung kam. Auch diese überzeugten sich von der Notwendigkeit der Angliederung der Parzellen an Ludwigsburg. Schließlich wurde ein Beschluß der beiden Kammern zum Gesetz erhoben, wonach die Weiler Karlshöhe und Salon mit einem Flächengebiet von 83 ha gegen eine Entschädigung von 60 000 Mark mit dem 1. April 1906 an die Markung Ludwigsburg übergingen. 21 000 Mark hatten die Bewohner der beiden Parzellen an dieser Summe selbst aufgebracht. Damit war nun die schöne Ansiedlung auch in rechtlicher Hinsicht ein Teil der Stadt Ludwigsburg geworden, der sie ihre Gründung, Besiedlung, Versorgung, ihren geschäftlichen und gesellschaftlichen Anschluß schon immer zu verdanken hatte. Die Entwicklung, welche sie seitdem genommen hat, beweist am besten, daß der Preis des Opfers wert war.

Die Kunstschreinerfamilie Beyer.

Von C. Belschner.

Unter den in der „Gewerbe- und Industrie-Ausstellung“ des Jahres 1914 zur Schau gestellten Gegenständen erregten in ganz besonderem Maße die Bewunderung der Beschauer die prachtvollen Kunstmöbel mit ihren reich eingelegten Verzierungen, die aus der geschickten Hand des hiesigen Kunstschreiners Karl Beyer hervorgegangen sind. Es sind Glanzstücke von einer Schönheit und Vollendung, wie sie nur ein geläuterter Geschmack im Bunde mit großer Geschicklichkeit, langjähriger Übung und liebevoller Hingabe schaffen konnte. Eine Kunstfertigkeit, wie sie in diesen Prachtmöbeln zu Tage tritt, kann indes nur erworben sein, wenn sie von Anfang an durch eine entsprechende natürliche Begabung unterstützt wird. Diese war bei Karl Beyer ein Erbstück seiner Vorväter.

Sein ältester bekannter Ahnherr war der Schreinermeister Johann Beyer zu Vohenstrauß in der bayrischen Oberpfalz, der um 1675 geboren ist. Nachdem er sich 1703 dort verheiratet hatte, zog er mit seiner jungen Frau „der wahren Religion halber“, wie es in einem noch erhaltenen warmen Empfehlungsschreiben*) von 1745 für dessen jüngsten Sohn an den Magistrat in Heilbronn, wo er sich niederlassen wollte, heißt, nach Mark Burgbernheim in Unterfranken.

Dieser jüngste Sohn Johann Georg Beyer war als das 8. Kind seiner Eltern am 12. März 1716 geboren. Das Schreinerhandwerk erlernte er bei seinem Vater. Sein Aufenthalt in Heilbronn kann nur von kurzer Dauer gewesen sein. Schon 1750 wird er in einem amtlichen Schriftstück als der „kunsterfahrene hochfürstlich württembergische Hof- und Modellschreiner“ bezeichnet. Nach der Überlieferung der Familie suchte Herzog Karl

*) Dasselbe ist ausgestellt von dem damaligen Burgberzheimer „Commissarius und Ambts-Schultheiß wie auch Zunft- und Handwerksrichter“ des Markgrafen Friedrich zu Brandenburg und Preußen, Wolfgang Heinrich Wagner, und von den „geschworenen Meistern“ Andr. Mayer, Joh. Mich. Beringer, sowie dem Vater und Lehrmeister Johann Beyer unterzeichnet.

(Bild)

Fußböden Johann Georg Beyers auf der Solitude.

Nach Dolmetsch, Ornamentenschatz.

[Leerseite]

von Württemberg um jene Zeit einen Mann, der imstande wäre, das Modell des neuen Schlosses anzufertigen, das er in Stuttgart zu erbauen im Begriff stand. Beyer meldete sich und erhielt den Auftrag. (Das Modell ist leider bei einem Brand im rechten Schloßflügel, wo es aufgestellt war, am 13./14. September 1762 samt vielen Zeichnungen und Plänen Beyers ein Raub der Flammen geworden.) Johann Georg Beyers Übersiedlung nach Stuttgart, wo wir ihn fortan dauernd treffen, scheint unmittelbar mit der Erteilung des Auftrags erfolgt zu sein. Der Herzog hätte keinen geschickteren und zuverlässigeren Meister in seine Dienste ziehen können. Denn Johann Georg Beyer war ein überaus gewandter Zeichner, was die Zeichnungen und Pläne von Möbeln aller Art beweisen, die noch von ihm vorhanden und durch Schenkung in den Besitz des Historischen Vereins übergegangen sind. Auch auswärts war seine Kunst geschätzt. So sind u. a. die Zeichnungen für die Kanzeln „in der fürstlichen Kapelle zu Bönningheim“ und in der später abgebrannten Kirche zu Neuenbürg aus seiner Hand hervorgegangen. Sein Hauptwerk waren jedoch die wunderbaren eingelegten Fußböden auf dem in den Jahren 1763-1767 erbauten herzoglichen Lustschloß Solitude. Hiezu wurden Hölzer von den verschiedensten Farben, wie Mahagoni-, Palisander-, Oliven-, Cedern-, grünes und schwarzes Ebenholz, sowie Elfenbein verwendet, alles Materialien, die oft aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußten und den Meister oftmals zu größeren Reisen nötigten. Blumen und Blätter waren aus 7 mm starken, farbig gebeizten Nußbaum- und Weißbuchenfurnieren angefertigt. Die Ausarbeitung der Einlageplättchen mag in Anbetracht der Werkzeuge, mit denen sich die damaligen Künstler behelfen mußten, keine kleine Mühe gekostet haben. Denn es gab damals noch keine Furniersäge. So war man genötigt, alle die harten Hölzer mit der sogenannten Klobsäge von Hand abzuschneiden. Hatte man endlich alles zur Legung der Böden vorbereitet, so wurden die einzelnen Tafeln, aus denen sie sich zusammensetzten, aus forchenem Holz zusammengestemmt, in Nut und Feder zusammengesetzt und furniert. Herzog Karl verfolgte die Ausführung des Werkes voll Begierde. Sobald ein Fußboden fertig war, mußte ihm Meldung erstattet werden. Mit großer Befriedigung betrachtete er dann die kunstvolle Arbeit. Noch sind 7 Entwürfe von diesen Fußböden vorhanden, wovon einer die eigenhändige Unterschrift Herzog Karls trägt. Sie deuten auf eine bemerkenswerte Großzügigkeit und Selbständigkeit in der Gesamtaufassung und Zusammensetzung der Zeichnung. Während sich die Einlegarbeiten unter der Herrschaft der Gotik und Renaissance meist ausschließlich aus geometrischen Mustern zusammensetzen, sind hier zwar vielfach auch geometrische Formen benützt, aber sie sind mit

farbigen Darstellungen aus der Pflanzenwelt zu einem Gesamtbild verwoben, das sich durch reizvolle Lebendigkeit und warme, fein abgestufte Tongebung vorteilhaft auszeichnet. Außerdem verleiht ihnen die stimmungsvolle Zusammenstellung der Farben und eine vornehme Zurückhaltung, die jedes Übermaß verschmährt, eine wohlthuende Wirkung auf das Auge. Im Jahr 1882 brachte Karl Beyer, Johann Georgs Urenkel, diese ehrwürdigen Stücke in den Räumen des Stuttgarter Kunstgewerbevereins zur Ausstellung. Sie fanden von vielen Seiten Beachtung, und mehrere Angebote von Kaufliebhabern bestätigten dem Besitzer den Wert dieser Erbstücke. Damals wurde auch Baurat Dolmetsch auf die Zeichnungen aufmerksam und veröffentlichte die schönsten Stücke davon in seinem „Ornamentenschatz“ (Stuttgart, 3. Aufl. 1897, Tafel 81). Auch in Scherers „Technik und Geschichte der Intarsia“ (Leipzig 1891) ist S. 135 eine kurze Beschreibung davon gegeben. Der Verfasser bezeichnet Beyer dort als einen „Intarsiator von großem Geschick und gutem Geschmack“. — Auf derselben Höhe wie seine Leistungen im Kunsthandwerk stand seine Gesinnung als Mensch. Immer bereit auch andere zu fördern, erteilte er den Stuttgarter Schreiner-
gesellen unentgeltlich Unterricht im Zeichnen. Auf seine Uneigennützigkeit und Redlichkeit wirft ein kleiner Zug, der von ihm erzählt wird, ein bezeichnendes Licht. Als ihm einige Kinder in zartem Alter starben, ließ er deren Särgchen von einem andern Meister anfertigen, damit niemand auf den Verdacht kommen könne, er habe die Bretter dazu aus dem ihm zu seinen Arbeiten von der herzoglichen Kasse gelieferten Holzvorräten entnommen. In seiner Nächstenliebe ging er soweit, daß er einmal einigen Soldaten, die er dabei antraf, wie sie ihm sein Gartenhaus ausplünderten, bat, etwas Derartiges nie wieder zu tun und, um sie für die Erfüllung seiner Bitte im voraus zu belohnen, jeden mit einem Sechsbätzner beschenkte. Einem solchen Manne konnte die Achtung seiner Mitbürger nicht fehlen. Sie zeigte sich u. a. darin, daß ihm von der Stadt Stuttgart das Bürgerrecht ehrenhalber erteilt wurde. — Trotz seiner erfolgreichen Betätigung auf kunstgewerblichem Gebiet ist Johann Georg Beyer als ein armer Mann gestorben. Herzog Karl war mitunter, wie der Graf Isolani in Schillers Wallenstein, „ein böser Zahler“. Als er aus dem Leben schied, war Beyers Guthaben an die herzogliche Kasse auf 16 000 Gulden angewachsen, eine Summe, die zu jener Zeit einem Vermögen gleichkam. Da ihm von da an überhaupt nichts mehr ausbezahlt wurde, wandte er sich in einer Eingabe mit scharfen Worten an die Geheime Kabinettskanzlei. Seine Angehörigen sahen ihn schon auf dem Asperg. Die Kanzlei ließ sich aber durch die Form der Eingabe ebensowenig aus der Ruhe bringen, wie durch die Mahnung zur Bezahlung. Nur müh-

sam konnte sich Beyers Witwe nach dem Tode ihres Mannes mit ihren Kindern durchbringen.

Auch über Beyers Kunstwerk auf der Solitude waltete ein Unstern. Das Gebälk, auf dem die Fußböden ruhten, wurde vom Schwamm angegriffen. Als man daran ging, es zu erneuern, muß die Arbeit in die Hände eines ganz unverständigen Menschen gelegt worden sein. Mit barbarischer Roheit wurden die Böden, die, mit einiger Sorgfalt und Vorsicht von einem Sachverständigen herausgenommen, größtenteils hätten erhalten werden können, bis auf einen einzigen mit Axt und Meißel herausgestemmt. Die ausgebrochenen Stücke kamen größtenteils zum Verkauf, und noch lange nachher sollen die Schreiner der Umgegend Teile des Kunstwerks zu anderen Zwecken verarbeitet haben. Einzelne Rundtafeln (4 an der Zahl) wurden später von dem Enkel des Künstlers, der ihre Herkunft nach den in seinem Besitz befindlichen Zeichnungen sofort erkannte, auf der Bühne des hiesigen Schlosses aufgefunden und von ihm und seinem Sohn im Auftrag der zuständigen hiesigen Beamtung zu Tischen für das Schloß umgewandelt. Es ist ein Verdienst Karl Beyers, daß er das Kunstwerk seines Urgroßvaters in verkleinertem Maßstab nachgebildet hat. Die prächtigen Tafeln, die er dem Historischen Verein zum Geschenk überwiesen hat, werden auch in späteren Zeiten noch die eigenartige Blüte, welche die Holzmosaik um die Mitte des 18. Jahrhunderts in unserem Vaterland erlebt hat, zur Anschauung bringen. Dies ist um so erfreulicher, als auch der einzige noch erhaltene Boden auf der Solitude, weil stark beschädigt und ungepflegt, den Glanz seiner Entstehungsjahre verloren hat.

Von den 5 Söhnen Johann Georg Beyers erlernte der älteste und der jüngste das Handwerk des Vaters, einer wandte sich dem Schreibfach zu und wurde später Kanzleirat, die zwei übrigen gingen zu anderen Gewerben über. Für unsere Darstellung kommt nur der jüngste Sohn Eberhard Ludwig Beyer in Betracht.

Er war geboren am 21. Juli 1773. Da er schon mit 9 Jahren Vollwaise geworden war, nahm sich sein Oheim, Landbaukontrolleur Johann Eberhard Ezel, der eine Schwester seiner Mutter Elisabetha Margareta geb. Bohnenberger aus Neuenbürg zur Frau hatte, seiner an, bis er zu seinem ältesten Bruder in die Lehre kam. Nach abgelaufener Lehrzeit arbeitete er als Gehilfe bei dem Hofschreinermeister Conradt in Ludwigsburg und heiratete später (1801) dessen Tochter Katharina. Conradt war als ein geschickter Meister in seinem Beruf namentlich auch bei Hof sehr geschätzt. Als begüterter Mann kaufte er von der Prinzessin Katharina, der nachmaligen Königin von Westfalen, deren auf Kornwestheimer Markung gelegenes Besitztum „Katharinenpläsier“, das jetzige

Männerheim auf dem Salon. Er errichtete darin eine Wirtschaft, die von einem Pächter betrieben wurde und wegen ihrer reizenden Lage und dem schönen Garten, der sich daran anschloß, viel besucht wurde. Es wird erzählt, daß Conradt am Kaufschilling regelmäßige Abzahlungen gemacht habe. Diese Gelder seien aber von einem ungetreuen Beamten unterschlagen worden, so daß er viele Summen zum zweitenmal bezahlen mußte und schwer geschädigt worden sei. Jahrelang habe er deshalb einen Prozeß geführt, ihn aber in allen Instanzen verloren. Dazu kamen dann noch Irrungen in seinem Eheleben, so daß Conradt vollständig verarmte. Seinem Schwiegersohn hatte er versprochen, ihn als Teilhaber in sein Geschäft aufzunehmen. Da er sein Versprechen nicht hielt, so sah sich Beyer genötigt, eine eigene Schreinerei einzurichten. Mittellos, wie er war, hatte er schwer zu ringen, um einigermaßen vorwärts zu kommen.

Darunter hatte auch sein ihm aus dritter Ehe mit Katharina Barbara geb. Enslin von Waiblingen geborener Sohn David Wilhelm, geb. 30. April 1818, zu leiden. Sein Interesse für alles Wissenswerte und die von den Voreltern ererbte Geschicklichkeit im Zeichnen hätten ihn zu einer höheren Laufbahn vorzüglich befähigt. Er wünschte auch nichts sehnlicher als ein tüchtiger Baumeister zu werden. Zur Vorbereitung auf diesen Beruf besuchte er die Polytechnische Schule in Stuttgart, wobei ihn anfangs Verwandte in Stuttgart unterstützten. Als aber das erste Jahr zu Ende war, mußte er, weil seinen Stiefschwestern die Ausgaben für ihn zu hoch erschienen, aus Mangel an weiteren Mitteln in die Schreinerwerkstätte seines Vaters eintreten. Nachdem er sein Militärjahr abgedient hatte, ging er auf die Wanderschaft und arbeitete in Heidelberg, Mainz und Frankfurt a. M. Als sein Vater 1843 starb, übernahm zunächst dessen ältester Sohn das väterliche Geschäft. Nach seinem baldigen Tode wurde David Wilhelm aus der Fremde nach Haus zurückgerufen, um in die Lücke zu treten. Nachdem er die Meisterprüfung abgelegt hatte, verheiratete er sich mit Christine Duffner, der Tochter eines Handwerkmeisters im Arsenal dahier. Bald war er ein gesuchter und vielbeschäftigter Geschäftsmann. Die Zeit, in die seine Haupttätigkeit fiel, kannte jedoch infolge des Drucks, der auf dem wirtschaftlichen Leben lastete, im Kunsthandwerk kein höheres Streben, und wo es vorhanden gewesen wäre, wurde es bei dem gänzlichen Mangel an Geschmack nicht gewürdigt. In der Möbelschreinerei begnügte man sich mit ganz einfachen polierten Formen. So fehlte Wilhelm Beyer die Gelegenheit, die Kunstfertigkeit, die auch er gleich seinen Vorfahren besaß, zur Entfaltung und zur Anwendung zu bringen. Mit eingelegten Arbeiten konnte er sich nur in seinen Erholungsstunden beschäftigen. Da verfertigte er dann mitunter Schatullen und Gitarren, die zum

Teil noch vorhanden sind. Seine Neigungen waren aber entsprechend seinen Anlagen mit besonderer Vorliebe dem Gebiet des Wissens zugewendet. Schon als junger Gehilfe bezog er ein in Lieferungen erscheinendes Konversationslexikon. Unterstützt durch ein hervorragendes Gedächtnis machte er sich dessen Inhalt Schritt für Schritt mit dem Erscheinen des Werks in einem Maße zu eigen, daß man ihn als ein lebendiges Konversationslexikon bezeichnen konnte. Ich erinnere mich noch recht wohl daran, öfters von älteren hiesigen Bürgern rühmen gehört zu haben, daß Schreinermeister Beyer auf keine Frage, die man aus dem Gebiet des Wissens an ihn richtete, die Antwort schuldig geblieben sei. Auch hat er bei manchen Anlässen durch seine hübschen Gedichte Freude gemacht. Er starb am 14. August 1884.

Den Wunsch nach einer höheren technischen Ausbildung, die ihm durch die Ungunst der Verhältnisse versagt geblieben war, hoffte er in seinem einzigen Sohne Karl, geb. 7. November 1847, verwirklicht zu sehen. Er ließ ihn deshalb die hiesige Realschule bis zur obersten Klasse durchlaufen. Doch machte sich gerade in ihm die Neigung für den Beruf der Vorväter mit zwingender Macht geltend, und da sich die Aufträge des Vaters mehrten, so blieb der Sohn auch nach vollendeter Lehrzeit sein zuverlässigster Gehilfe. Da er wegen Mindermaß nicht zum Militärdienst ausgehoben wurde, — er hatte aus diesem Anlaß eine Wehrsteuer von 20 Gulden zu entrichten —, meldete er sich bei Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs 1870 voll vaterländischer Begeisterung zur Aufnahme als Freiwilliger in ein Jägerbataillon. Er wurde jedoch nicht angenommen. Um aber dennoch dem Vaterlande in dieser Zeit großer Entscheidungen in irgend einer Weise zu dienen, beteiligte er sich an dem von Oberamtsarzt Dr. Klett hier eingerichteten Kurs zur Ausbildung in der Krankenpflege. An Gelegenheit zur Betätigung fehlte es nicht; denn die Zahl der Verwundeten, die hier verpflegt wurden, belief sich während des Kriegs fortlaufend auf viele Hunderte. Nachdem die Ausbildung vollendet war, wurde Beyer mit den übrigen hiesigen freiwilligen Krankenpflegern dem 19. württembergischen Sanitätszug zugeteilt und im Februar 1871 nach Frankreich geschickt, um Verwundete und Kranke abzuholen. Der Zug kam bis Orleans. Nach 16tägiger Abwesenheit wieder zu Hause angelangt, tat Beyer noch bis zur Beendigung des Kriegs Sanitätsdienste. Die Reise nach Frankreich hatte ihm nebenbei mancherlei Anregung gegeben, umsomehr, als er seine besondere Freude darin fand, fremde Städte und Gegenden aufzusuchen und auf diese Weise seinen Gesichtskreis zu erweitern. Von da an verging kaum ein Jahr, ohne daß er seine bescheidene Erholungsreise unternahm. Er lernte auf diese Weise ganz Süddeutschland und die Rheinlande kennen.

Im übrigen wurde das ganze Jahr hindurch mit den Gesellen tüchtig und fleißig gearbeitet. Für die Anfertigung eingelegter Arbeiten, die ihn immer wieder von neuem lockte, blieben Beyer nur die sonntäglichen Ruhestunden übrig. Eine seiner ersten größeren Holzmosaiken war ein Arbeitstisch im Rokokostil für die Königin Olga von Württemberg, wofür ihm 200 Gulden bezahlt wurden. Ein reich eingelegter Spieltisch zum Umklappen, in italienischer Renaissance ausgeführt, ging 1884 um den Preis von 600 Mark in den Besitz der Prinzessin Katharina von Württemberg über. Ein Rokokoschränkchen kam nach Wien, und zwei reich eingelegte Tische fanden samt einem Schränkchen ihren Weg nach New-York. Aber erst, als Karl Beyer 1898 sein Kundengeschäft aufgab, ging er dazu über, ausschließlich eingelegte Möbel anzufertigen. Noch zurückgezogener als bisher lebte der Meister von da an, umgeben von der liebevollen Fürsorge seiner hochbetagten Mutter (geb. 1824) und seiner Schwester Mathilde, nun ganz seiner schönen Kunst bis zu seinem am 8. Januar 1914 erfolgten Tode. Noch manches prachtvolle Möbelstück*), manches ansprechende Bild auch, ist in dieser Zeit aus seiner kunstfertigen Hand hervorgegangen und erfreut seinen Besitzer.

Mit Karl Beyer, dessen Wohltätigkeitssinn sich bei vielen Gelegenheiten im stillen betätigt hat, ist im Mannesstamm eine Familie erloschen, die in 5 aufeinanderfolgenden Geschlechtern in demselben Beruf tätig war und nicht nur tüchtige, sondern geradezu hervorragende Leistungen geschaffen hat. Ihr Andenken aber bleibt erhalten in den Werken des jüngsten Abkömmlings, in dem die Kunstfertigkeit der Vorfahren nocheinmal eine schöne Blüte erreicht hat. Die prächtigen Kunstwerke, die er dem Historischen Verein letztwillig als Vermächtnis bestimmt hat, sind von seiner Mutter und Schwester in hochherziger Weise noch zu ihren Lebzeiten ausgefolgt worden. Sie werden in Zukunft einen hervorragenden Platz in der Historischen Sammlung einnehmen. Der Verein aber erfüllt nur eine schuldige Pflicht, wenn er auch an dieser Stelle seinen warm empfundenen freudigen Dank für die Schenkung zum Ausdruck bringt.

*) Für mehrere davon hat ihm Professor Gnant hier die Zeichnungen geliefert.

Ludwigsburger Geschichtsblätter.

Bisher sind erschienen:

- Heft I: Die wirtschaftliche Entwicklung der Ludwigsburger Landschaft bis zur Gründung der Stadt von Dr. Karl Weller. — Festliche Tage in Ludwigsburg aus zwei Jahrhunderten von Generalmajor Dr. Albert v. Pfister. — Einiges über das Straßenwesen im Herzogtum Württemberg und der Bau der Landstraße Stuttgart-Kornwestheim-Ludwigsburg von Oberpostsekretär Dr. Haaß. — Kurze Geschichte der Entstehung der Stadt Ludwigsburg von C. Belschner. — Zur Schulgeschichte Ludwigsburgs von C. Belschner. — Reichsgraf Johann Carl v. Zeppelin und sein Grabmal von C. Belschner.
- Heft II: Die Ludwigsburger Familien-Namen von Gymnasialrektor K. Erbe. — Die Ludwigsburger Fürstehügel von Oberstleutnant z. D. Springer. — Ludwigsburg vor 100 Jahren von Vikar A. Naegele. — Amtliche Aktenstücke zur Geschichte der Gründung Ludwigsburgs von C. Belschner. — Das Scheffauersche Marmorbild des Reichsgrafen Joh. Carl von Zeppelin von C. Belschner. — Mitteilungen aus dem Verein von demselben.
- Heft III: Ortsgeschichte von Eglosheim von Pfarrer Krauß. — Volkstümliche Überlieferungen im Oberamtsbezirk Ludwigsburg (I) von Hauptlehrer Heubach. — Die Erbauung der Schloßkapelle in Ludwigsburg und ihre Benützung von Ingenieur Friedrich Kübler. — Ludwigsburg ums Jahr 1730, nach den Memoiren des Barons v. Pöllnitz von Professor Raunecker. — Die Anfänge der württembergischen Landesbibliothek in Ludwigsburg von C. Belschner. — Kleine Mitteilungen von demselben.
- Heft IV: Das Kgl. Schloß zu Ludwigsburg, zum 200. Gedenktage der Grundsteinlegung von C. Belschner. — Die Kunstschatze Ludwigsburgs und seiner Umgebung von Gymnasialrektor Erbe. — Eduard Mörike als lyrischer Dichter von Professor H. Krockenberger. — Ernst Friedrich Kauffmann von Dekan Dr. Bacmeister. — Schillers dreimaliger Aufenthalt in Ludwigsburg von C. Belschner. — Die Familiengalerie des württ. Fürstenhauses im Kgl. Residenzschloß zu Ludwigsburg von Friedrich Kübler.

- Heft V: Friedrich Theodor Vischer von C. Belschner. — An die Enkelin, Gedicht von Fr. Vischer. — Drei Briefe von Fr. Vischer. — David Friedrich Strauß von Professor H. Hieber. — Zur Geschichte der Seidenkultur in Ludwigsburg von A. Marquart. — Mitteilungen über die Sammlung des Vereins. — Mitgliederverzeichnis.
- Heft VI: Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Ludwigsburg von Oskar Paret. — Politische Briefe von D. Fr. Strauß von Dr. O. Leuze, Bibliothekar. — Volkstümliche Überlieferungen im Oberamtsbezirk Ludwigsburg (II) von Mittelschullehrer Heubach. — Das frühere Museums- und jetzige Ratskellergebäude in Ludwigsburg von Hofbibliothekdirektor Dr. Otto v. Schanzenbach.
- Heft VII: Württemberg und Hohenzollern von C. Belschner. — Die staatliche Entwicklung des Oberamtsbezirks Ludwigsburg von Präzeptor Schübelin. — Das Vischerzimmer in Ludwigsburg von C. Belschner. — Briefe von Friedrich Vischer mitgeteilt von C. Belschner. — Eine Pilgerin von David Friedrich Strauß. — Geschenke an die Sammlungen des Historischen Vereins. — Bücheranzeigen. — Mitgliederverzeichnis des Historischen Vereins für Ludwigsburg und Umgegend.